

Juni 6/2018

Aus dem Inhalt

Christiane Bongartz
Nur hier sein 161

Patrik C. Höring
Eltern endlich mehr zutrauen? 163

Martin Patzek
Biblische Achtsamkeit als „Augen auf“ und
„Was soll ich dir tun?“ 171

Christina Kumpmann
Kirche und Sterbehilfe im Dreiländereck mit
Belgien und den Niederlanden 175

Elmar Nass
Heiligenverehrung ökumenisch-ethisch 183

Rezensionen 191
Klaus-Werner Stangier: Das Unsagbare sagen

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Christiane Bongartz, Fachstelle für Exerzitienarbeit im Bistum Aachen, Betrather Str. 22, 41061 Mönchengladbach | Prof. Dr. Patrik C. Höring, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Prälat Dr. Martin Patzek, Vidumestraße 1, 45527 Hattingen | Dr. Christina Kumpmann, Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Prof. Dr. Dr. Elmar Nass, Wilhelm Löhe Hochschule, Merkurstraße 41, Südstadtpark, 90763 Fürth

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christiane Bongartz

Nur hier sein

Dass ich kein Smartphone habe, passt wieder mal. Ich bin wie abgeschnitten, das mag ich. Ich will nur hier sein. Ich habe eine Art schlechtes Gewissen, weil ich weiß, dass ich nicht genug denken werde an Afrika, wenn wir wieder zu Hause sind. Also versuche ich, wach, offen und so ungestresst wie möglich zu sein.

Anke Engelke

Ortswechsel: eine kleine Stadt am Niederrhein, Deutschland.

Man sieht es rosa-weiß leuchten, vielfältig nahezu explodierend, schon aus der Ferne zu sehen und duftend nach Frühling. Die Apfelblüte. Dieses alljährliche Naturereignis steht hier wie kein anderes für den Frühling. Sie steht auch für die Region, denn hier hat man sich auf den Obstbau spezialisiert und betreibt riesige Apfelplantagen, auf die man mehr als stolz ist.

Regionale Produkte sind gefragt. Und Äpfel sind gesund. Und Gesundheit hängt mit Bewegung zusammen. Schon sind wir beim „Apfelblütenlauf“, der in jedem Jahr veranstaltet wird und bei dem von Kinderdistanzen bis hin zum Halbmarathon verschiedene Streckenlängen durch wunderschöne Apfelbaumalleen absolviert werden können.

So schafft man Öffentlichkeit und mobilisiert Mitstreiterinnen und Mitstreiter. Die „Idee“ als verbindende Kraft wird weiter verbreitet.

Die Idee ist in diesem Fall schnell erzählt: Jeder Mensch hat ein Recht auf eine angemessene Gesundheitsversorgung. Es gibt Regionen in der Welt, in denen dies nicht gegeben ist. Diesen Menschen helfen wir.

Seit über 50 Jahren besteht die „action medeor“ in der knapp 30 000 Einwohner umfassenden Kleinstadt Tönisvorst am

Niederrhein. Engagierte Bürger unter der Leitung von Dr. Ernst Boekels begannen, Medikamente zu sammeln, um sie Menschen in Entwicklungsländern nach Bedarf zur Verfügung zu stellen. Diese Idee schlug damals sofort ein, aus dem ganzen Bundesgebiet kamen Sattelschlepper voller Medikamente nach Vorst. Man stellte fest, dass viele der hierzulande gebräuchlichen Medikamente in anderen Teilen der Welt nicht gebraucht werden. Also begann man mit der eigenen Herstellung von Generika, das sind Medikamente, die lizenzfrei und nicht patentgeschützt sind. Typisch sind die braunen, lichtundurchlässigen Kunststoffdosen, in denen sie verschickt werden. Die ursprüngliche Bürgerbewegung, gegründet als „Notapotheke der Welt“, hat sich entwickelt.

Im Jahr 2016 profitierten 1,8 Millionen Menschen weltweit von mehr als 13 Millionen Euro Spenden und Fördermitteln.

Nachhaltige Gesundheitspolitik durch die lokale Ausbildung von professionellen Kräften im Gesundheitsbereich, eigene Medikamentenforschung und -herstellung vor Ort in Ländern, die dies dringend brauchen, sowie die nach wie vor wichtige Katastrophenhilfe sind wieder nur Stichworte aus der umfangreichen Arbeit.

Wie schafft es diese Bewegung so professionell, so umfangreich und offensichtlich so erfolgreich ihre Ziele zu verfolgen?

Denn der durchaus beachtenswerte Apfelblütenlauf, bei dem an die 10 000 Euro in jedem Jahr für action medeor eingespielt werden, ist da natürlich nur ein kleiner Baustein.

Papst Franziskus spricht von einem kreativen Prozess, in dem Millionen große und kleine Aktionen verbunden zusammenlaufen und so „poetisch“ die Welt verändern. „Verbunden“ das ist das Thema bei Action Medeor. Denn sie schaffen Linien, Themen, Kontakte, zwischen uns hier, in der Provinz irgendwo in NRW und einer fernen fremden Welt. Und distanzierte Bilder im Fernsehen werden zu konkreten Menschen, deren Gesundheitsprobleme uns plötzlich etwas angehen.

Eine „Verbinderin“ ist die Komikerin und Schauspielerin Anke Engelke: sie leiht seit 2003 dem Hilfswerk ihr Gesicht, wirbt um Spenden und hat selbst gespendet: Ganze sechs Mal spielte sie bei „Wer wird Millionär?“ mit und gewann dabei insgesamt 2,25 Millionen Euro – für action medeor. Und auf verschiedenen Reisen befasst sie sich mit der Lebenssituation von Menschen in benachteiligten Gebieten der Welt, setzt sich auf ihre Art damit auseinander und wird so zur Identifikationsfigur für den ganz normalen Menschen, der eben noch nie da war, in Malawi zum Beispiel, und nur erahnen kann, wie ein Menschenleben dort verläuft und welchen Herausforderungen es ausgesetzt ist.

Wer kennt auch nur eine der vielen Familien, in denen die Neugeborenen im ersten Monat bereits an Malaria sterben? Wer ist schon mal einem der vielen tausend Mädchen begegnet, die vom IS gefangengenommen und mehrfach am Tag vergewaltigt wurden? Anke Engelke tut dies stellvertretend für uns.

Anke Engelke ist prominent, lustig und „normal“ und hat das zu ihrem Markenzeichen gemacht. Ihr nimmt man es ab, wenn sie einfach sagt: „Wir erleben in diesen wenigen Tagen, dass es schlicht unmöglich ist, hier von heute auf morgen etwas zu ändern. In Malawi geht es schlicht um den nächsten Tag. Dass der gut wird, dass man zu Essen hat, dass man überlebt.“

Wie sie auf diese so andere Welt blickt und glaubwürdig zu dem Schluss kommt, so viele unfassbar tolle Menschen getroffen zu haben. „Menschen, die explizit zum Helfen da sind. Von denen ich gar nicht wusste, dass es solche Menschen überhaupt gibt“ (O-Ton Reisevideo Malawi).

Sie und die vielen anderen gesellschaftlichen Poetinnen und Poeten der „action medeor“ öffnen den Niederrhein hin zur Welt. In einem Bereich, den wir selbst „am eigenen Leib“ kennen und wertschätzen, Ein weltumspannendes Gedicht entsteht. „Medeor“ heißt "heilen".

Hinweise zum Weiterlesen:

Reisebericht 2017 von Anke Engelke in Malawi, Tagesspiegel 12.9.2017.

Liebe Leserinnen und Leser,

„Nach der Erstkommunion ist vor der Erstkommunion“. Dieser Satz behält Jahr für Jahr seine Richtigkeit, und er rechtfertigt auch, dass schon im Monat Juni wieder das Thema „Erstkommunion“ im Pbl erscheint. Wie die Vorbereitung darauf in unserer Zeit noch wirkungsvoll geschehen kann, darauf hat niemand die Patentantwort. Für **Prof. Dr. Patrik C. Höring**, Mitarbeiter im Institut für Kinder- und Jugendpastoral im Erzbistum Köln „Religio Altenberg“, ist aber auf jeden Fall ein Zusammenspiel von Kindern, Eltern und Gemeinde, die sich alle drei jeweils als Lernende verstehen und erfahren, unabdingbare Voraussetzung.

Sehr zutreffend übersetzt die revidierte Einheitsübersetzung von 2016 in Mi 6,8 als eine der drei von jeher eingeforderten Grundhaltungen nicht mehr „in Ehrfurcht den Weg gehen“, sondern „achtsam mitgehen mit deinem Gott“. Dieser Vers darf als so etwas wie die Magna Charta der biblischen Achtsamkeit gelesen werden, die auch im Zentrum der Ausführungen von **Msrgr. Dr. Martin Patzek** steht. Ausgehend von der Bartimäus-Perikope beleuchtet er Achtsamkeit im biblischen Sinne als seelsorglich-pastorale Grundtugend. Der Autor ist Caritaswissenschaftler und Priester des Bistums Essen.

Es passt, wenn Msgr. Patzeks Ausführungen aus dem Kontext von Klinik-Gesprächen erwachsen sind, dass der Folgeartikel in den Bereich der Hospizseelsorge gehört. Wo sonst, wenn nicht hier, dürfte Achtsamkeit das oberste Gebot sein. Dabei scheint schwer damit vereinbar das komplexe Thema Sterbehilfe. Der Frage auszuweichen kann ebenso wenig eine Lösung sein wie allzu vorschnelle Antworten. Die Diskussionen eines Studientages verschiedenster betroffener Kategorieseelsorger(innen) aus dem Bistum Aachen sowie der „Euregionalen ökumenischen Konferenz“ 2018 in Wittem/Niederlande präsentiert **Dr. Christina Kumpmann**, u. a. Referentin für Seelsorge im Gesundheitswesen im Generalvikariat Aachen.

Das soeben gefallene Stichwort „Ökumene“ leitet über zum letzten Artikel aus der Feder von **Prof. Dr. Elmar Nass**, Leiter des Wilhelm Löhe Ethik Instituts in Fürth und Priester des Bistums Aachen. Aus einer ethischen Betrachtung des Phänomens der Heiligkeit schlägt er Kapital für eine Heiligenbetrachtung, die katholisch wie evangelisch in ökumenischer Gemeinschaft verantwortbar und möglich ist.

Es grüßt Sie herzlich

Ihr



Gunther Fleischer

Eltern endlich mehr zutrauen?

Chancen und Grenzen einer familiensensiblen
Erstkommunionkatechese

„Eltern endlich mehr zutrauen“, so fordert der emeritierte Tübinger Religionspädagoge Albert Biesinger in einem Beitrag.¹ Wahr- und ernstnehmend, dass Eltern die zentralen Bezugspersonen ihrer Kinder sind, ermutigt er dazu, sie auch als Dreh- und Angelpunkt der Katechese vor der Erstkommunion zu sehen. Auf welche Situation trifft so eine Idee? Wie lässt sich Elternarbeit bzw. Familienkatechese konstruktiv in die Erstkommunionvorbereitung integrieren?

1. Die Eltern, „erste Erzieher im Glauben“ – ein Blick in die Idealtypik kirchlicher Dokumente

Das „Allgemeine Direktorium für die Katechese“ nennt die Eltern „die ersten Erzieher im Glauben“ (Nr. 226f; 255) und beschreibt damit ein Ideal, das vor der harten Realität der gegenwärtigen Pastoral kaum standhält.²

Die Eltern, erste Glaubenserzieher ihrer Kinder

226. Das Zeugnis eines christlichen Lebens, das die Eltern innerhalb der Familie geben, erreicht die Kinder mit Zärtlichkeit und elterlichem Respekt. Die Kinder nehmen auf diese Weise die durch die Eltern bekundete Nähe Gottes und Jesu wahr und erleben sie voll Freude, so daß diese erste christliche Erfahrung oftmals eine entscheidende Spur für ihr ganzes

Leben hinterläßt. Dieses religiöse Erwachen des Kindes im Familienkreis hat einen „unersetzlichen“ Charakter.

Diese erste Initiation festigt sich, wenn anlässlich gewisser Familienereignisse oder Feste „der christliche oder religiöse Sinn dieser Ereignisse sorgfältig erklärt wird“, und vertieft sich noch mehr, wenn die Eltern die methodischere Katechese, die ihre Kinder später in der christlichen Gemeinde erhalten, aufgreifen und ihnen helfen, sie zu verinnerlichen und sich zu eigen zu machen. „Die Familienkatechese geht daher jeder anderen Form der Katechese voraus, begleitet und bereichert sie“.

227. Die Eltern empfangen im Sakrament der Ehe die Gnade und die Verantwortung für die christliche Erziehung ihrer Kinder, denen sie die menschlichen und religiösen Werte bezeugen und weitergeben. Dieses zugleich menschliche und religiöse erzieherische Wirken ist ein „echtes und wirkliches Amt“, durch das das Evangelium weitergegeben wird und so sehr ausstrahlt, daß das Leben der Familie selbst zum Glaubensweg und zur christlichen Lebensschule wird. Wenn die Kinder heranwachsen, kommt es zum gegenseitigen Austausch, und „bei einem derartigen Gespräch ist jeder ein Empfangender und Gebender zugleich“.

Die Familie als Bereich oder Mittel des Wachsens im Glauben

255. Die Eltern sind die ersten Erzieher im Glauben. Zusammen mit ihnen haben, in bestimmten Kulturen, alle Familienangehörigen eine aktive Aufgabe bei der Erziehung der jüngeren Familienmitglieder. Es soll nun konkreter bestimmt werden, in welchem Sinn die christliche Familiengemeinschaft „Ort“ von Katechese ist.

Die Familie ist als „Hauskirche“ bezeichnet worden. Das besagt, daß sich in jeder christlichen Familie die ver-

schiedenen Aspekte oder Funktionen des Lebens der ganzen Kirche wiederfinden sollen: Mission, Katechese, Zeugnis, Gebet usw ... Denn die Familie ist, wie die Kirche, „ein Raum, wo das Evangelium ins Leben übersetzt wird und wo daher dieses Evangelium aufleuchtet“. *Die Familie hat als „Ort“ der Katechese einen einzigartigen Vorzug*: sie vermittelt das Evangelium, indem sie es im Umfeld tiefer menschlicher Werte verwurzelt. Auf dieser menschlichen Grundlage greift die Einführung in das christliche Leben tiefer: das Erwachen zu einem Gottesbewußtsein, die ersten Schritte im Gebet, die Erziehung des sittlichen Gewissens und die Erziehung in den christlichen Sinn der menschlichen Liebe als eines Widerscheins der Liebe Gottes, des Schöpfers und Vaters. Kurz, es handelt sich um eine christliche Erziehung, die mehr in Zeugnis als in Lehre besteht, mehr gelegenheitsbezogen als systematisch erfolgt, eher dauernd und täglich geschieht als in bestimmten Perioden.

Auf den ersten Blick also scheinen sich die Beobachtungen und Vorschläge Albert Bie-singers auch in den kirchenamtlichen Texten zu bestätigen. Doch Vorsicht! Skizziert wird hier ein Ideal, das nur allzu schnell an der Realität der elterlichen und gemeindlichen Praxis abprallt. Daher sei das Ideal mit einigen Beobachtungen aus der Praxis konfrontiert.

2. Ein Blick in die Praxis

Erstes Treffen der künftigen Erstkommunionfamilien. Während sich nach erstem Zögern recht bald ein paar wenige Mütter (kaum Väter) bereit erklären, für den kommenden Turnus der Erstkommunionvorbereitung eine Gruppe zu übernehmen, schauen die meisten übrigen Eltern dem bunten Treiben um ihre Kinder mal stau-

nend, mal skeptisch zu. Dem Kind zuliebe sind sie zu vielem bereit – zu manchem jedoch auch nur zähneknirschend. Denn Kirche verhält sich bei dieser Gelegenheit einmal mehr wie andere Player im Sozialisationsprozess der Kinder auch: Ob Schule, Turnverein oder Kirchengemeinde – nirgends geht es ohne elterliche Mitwirkung. Ob als Linienrichter beim Sportfest, Barkeeper am „Tag der Offenen Tür“, Chauffeur, Plakatmaler oder Aushilfslektor: Gern macht man mal mit, obwohl die Aufgabe weder den eigenen Neigungen, noch den eigenen Planungen für ein gelungenes Wochenende entspricht.

So macht diese Beobachtung auf zweierlei aufmerksam: Offensichtlich sollten Geduld und Wohlwollen der Eltern angesichts der Vielzahl an Verpflichtungen nicht überspannt werden. Und im Blick auf die Begleitung hin zur Erstkommunion: Wie sollen Kinder den Glauben kennen- und erlernen, wenn die freiwilligen Mitwirkenden in ihrer eigenen Familie kaum eine eigene Frömmigkeitspraxis pflegen, geschweige denn sich ihrer Religiosität gewahr und diese auf dem Hintergrund der christlichen Glaubensstradition reflektiert haben? Also auch noch als Elternabende getarnte "Nachhilfes Schulungen" für Eltern in Sachen Glauben und Religion, damit es in der Erstkommunionkatechese besser klappt? Wohl kaum.

3. Keine Kinderkatechese ohne Erwachsenen-katechese

An dieser Stelle wird deutlich, wie sehr eine Erstkommunionkatechese letztlich scheitern muss, solange sie ein singulärer Lernprozess innerhalb der Biographie des einzelnen wie im Leben der Gemeinde bleibt. Denn faktisch beginnt die Katechese mit den Kindern am falschen Ende. Wenn es um die Adressaten der Katechese geht, sprechen zu Recht die kirchenamtlichen Texte stets zunächst von den Erwachsenen und machen damit deutlich, dass man mit dem Glauben-Lernen nie fertig wird. Es ist

ein lebenslanger Prozess, der auch mit der Firmung nicht zu Ende ist. Zu lange fand (und findet noch heute) Katechese (nur) für Kinder (oder Jugendliche) statt. Katechetische Angebote für Erwachsene gibt es allenfalls im Blick auf Taufbewerber und Konvertiten. Doch finden sich viele Getaufte – wie schon das Apostolische Schreiben „Catechesi tradendae“ 1979 feststellte – in einer „prä-katechumenalen Situation“³: Sie wurden als Kinder getauft, haben aber nie eine wirkliche Einführung in den Glauben, geschweige denn dessen altersgemäße bis ins Erwachsenenalter reichende Vertiefung, erfahren. Stützten bis in die 1960er Jahre noch volkskirchliche Strukturen (eine regelmäßige, wenn auch nicht unbedingt reflektierte religiöse Praxis in der Familie, Teilnahme an Brauchtum und christlichem Vereinsleben etc.) derlei Sozialisationsprozesse, sind heutige Getaufte bar einer solchen unthematischen Unterstützungsstruktur – und zwar in der zweiten, wenn nicht gar dritten Generation! Der seit der Würzburger Synode⁴ immer wieder formulierte (und im Schreiben der deutschen Bischöfe „Katechese in veränderter Zeit“ 2004 wiederholte) Aufruf zu einem stärkeren Engagement in der Erwachsenenkatechese⁵ bleibt in der pastoralen Praxis vor Ort immer noch ungehört. „Familienkatechese“⁶ scheint ein probater Ausweg aus diesem Dilemma zu sein.

4. Lösungsweg Familienkatechese?

Familienkatechetische Konzepte im Kontext der Erstkommunion verfolgen dementsprechend eine Doppelstrategie. Sie richten sich an Eltern und Kinder gleichermaßen und reichen dadurch über den einen oder anderen die Erstkommunion begleitenden Elternabend hinaus. Dem Tübinger Religionspädagogen Albert Biesinger ist es zu verdanken, dass die Idee der lateinamerikanischen „Catequesis Familiar“ seit Mitte der 1990er Jahre auch in Deutschland bekannt wurde (in den USA unter dem Begriff „Family Formation“ realisiert). Im Mittelpunkt

der Katechese steht nicht mehr die von einem Erwachsenen begleitete Kindergruppe, sondern das katechetische Gespräch der Eltern mit ihrem Kind, ergänzt durch jeweils begleitende, altersgemäße Angebote für Eltern und Kinder. Freilich setzt dieses Konzept eine lebendige Glaubenspraxis in der Familie voraus, zu der viele Eltern möglicherweise zwar willens, letztlich aber nicht ernsthaft in der Lage sind.

Familienkatechetische Konzepte hierzu-lande haben daher – erstens – zu beachten, dass Eltern nicht nur (vielleicht sogar erst in zweiter Linie) *Träger* der Katechese sind, sondern auch und vor allem *Adressaten* der Katechese. Erstkommunionkatechese ist für viele Eltern ein Neubeginn und wird daher eher „missionarisch-evangelisierende Lernformen“⁷ vorsehen müssen als eine strukturierte, systematische oder gar vollständige Einführung in den christlichen Glauben.

5. Herausforderung Lebenssituation

Vor allem aber ist – zweitens – der gesamten Lebenssituation der Familie Rechnung zu tragen, wie etwa dem eingeschränkten Zeitbudget der Eltern, das allenfalls deren begrenzte und zielgerichtete Einbindung ermöglicht. Eine weitere Herausforderung ist die Vielfalt der Familienformen, die für Kirche immer noch ungewohnt (oder unerwünscht) ist – angefangen von Elternteilen mit einer anderen christlichen Konfession oder einer anderen Religion über Ein-Eltern- und Patchwork-Familien bis hin zu gleichgeschlechtlichen Elternteilen. Komplexer gewordene Familienstrukturen ziehen oft auch einen komplexer gewordenen All- und Sonntag nach sich, worauf kirchliche Angebote oft herzlich wenig Rücksicht nehmen. Wechselnde Bezugspersonen erschweren einen kontinuierlichen Erziehungs- und Lernprozess ebenso wie die Kontaktpflege seitens der Gemeinde. Von den kirchenrechtlichen Schwierigkeiten, die sich z.B. im Blick auf eine gemeinsame Teilnahme an der Kommunion ergeben können ganz zu schweigen. Wie sehr

auch Arbeitsformen noch an Stereotypen angelehnt sind, die es so kaum noch gibt, wird erkennbar, wenn etwa die Mütter zur Verzierung der Erstkommunionkerze aufgeboten werden und die Väter zum Grillen beim Familienwochenende. Erstkommunion bleibt im Wesentlichen Kinderkommunion. Eltern sind als Helfer willkommen. Familie aber als System mit den je eigenen Fragen und Nöten ist eher ein Störfaktor für den erwünschten, reibungslosen Ablauf oder kommt einfach nicht vor.⁸ Daher einige weitere Einblicke in das Familienleben heute.

6. Familienleben heute

Der radikale Wandel des Familienlebens ist vielfach beschrieben worden, daher sollen hier einige Schlaglichter auf der Basis der AOK-Familienstudie 2014⁹ genügen.

Nur sehr wenige Eltern sagen, sie seien unzufrieden mit ihrem Familienleben.

Dabei sind Alleinerziehende weniger zufrieden (80 %) als Eltern in Paarfamilien (95 %). Noch deutlicher ist die Differenz bei der Frage, ob es ihnen gut gehe (48 % vs. 70 %)¹⁰. Die Forscher räumen zudem ein, dass es sich angesichts der großen Zahl von Patchwork-Familien oft auch eher um ein Wunschdenken und den Ausdruck einer Sehnsucht handelt als um die Beschreibung der Wirklichkeit, wie sie tatsächlich ist.¹¹

Schon an dieser Stelle wird noch einmal deutlich, wie unterschiedlich die Lebenssituation heute sein kann, so dass sich kaum noch ein für alle Beteiligten gleichermaßen geeignetes „Normalmodell“ katechetischer Arbeit anbietet.

Die schönsten Familienmomente erleben Eltern bei gemeinsamen Mahlzeiten und Gesprächen mit den Kindern.

Was sind aus Sicht von Eltern Momente, die glücklich machen? Für die große Mehrheit sind dies gemeinsame Erlebnisse mit

den Kindern, wie etwa gemeinsame Mahlzeiten, Gespräche, gemeinsamer Urlaub und gemeinsames Spiel.¹²

In pastoralpraktischer Perspektive stellt sich die Frage, inwieweit katechetische Angebote dies unterstützen können. Immerhin: Gemeinsame „kulturelle Aktivitäten“ rangieren auf dem vorletzten Platz. Es muss offenbleiben, (a) ob auch kirchliche Aktivitäten hier einzuordnen sind und (b) ob nur eine geringe Häufigkeit dieser Aktivität auch zu dieser subjektiv eher negativen Einschätzung geführt hat.

Und ebenso ist wiederum zu differenzieren: Eltern mit niedriger formaler Bildung haben deutlich seltener Freude (52 %) am gemeinsamen Lesen als Eltern mit hoher formaler Bildung (68 %).¹³ Was bedeutet dies für die Erstellung und Abgabe schriftlicher Impulse für das familienkatechetische Gespräch zwischen Eltern und Kindern?

Knapp die Hälfte der Eltern klagt über starke zeitliche Belastungen, v.a. die Alleinerziehenden.

Zeitstress ist die zentrale Belastung von Eltern im Familienalltag, und dieser hängt signifikant mit anderen Formen der Belastung zusammen – und er hat offenbar in den vier Jahren zugenommen. (Als Ursache dafür werden verstärkte außerschulische Bildungsanstrengungen mit den Kindern angenommen.)¹⁴. Dies gilt in besonderer Weise für Alleinerziehende.¹⁵ Daher stellt sich für viele die Frage nach möglichen Entlastungen und nach Auszeiten.¹⁶

Wiederum aus Sicht der Katechese: Müssen wir uns nicht fragen, ob elterliche Mitwirkung in der Katechese auch eine zusätzliche (zeitliche) Belastung darstellt? Wäre nicht viel eher danach zu fragen, wie eine wirksame Entlastung der Eltern möglich ist? Ein Beispiel: Eine Form der Auszeit, in denen eine qualifizierte Kinderbetreuung den Eltern Erholung und auch die Beschäftigung mit einem religiösen Thema ermöglicht, sind die im Erzbistum Köln angebotenen Familienexerzitien. Gerade für

bildungsfernere und materiell weniger gut situierte Familien könnten gemeinsame Wochenenden oder Ferienmaßnahmen eine Plattform auch für katechetische Arbeit sein.

Im Haushalt werden nur wenige Aufgaben von den Eltern gemeinsam gestemmt.

Diese ungleiche Verteilung betrifft auch die Teilnahme an Veranstaltungen in Schule oder KiTa, die in Paar-Familien großmehrerlich durch die Mütter oder gemeinsam wahrgenommen werden¹⁷, was auch für so manche Beobachtung im Gemeindealltag gelten kann.

Viele Eltern beklagen zu wenig (kinderfreie) Zeit und Abwechslung im Familienalltag.

Noch einmal taucht das Thema Zeit bzw. Zeitmangel auf. Denn unter den gewünschten Ressourcen bei der Bewältigung des Familienalltags wird zuvorderst „kinderfreie Zeit mit dem Partner“, gefolgt von „Zeit für mich“ genannt.¹⁸

Routinen und Rituale im Familienalltag sind weit verbreitet.

88 % der Befragten gaben an, „bestimmte tägliche Gewohnheiten (Rituale)“ zu pflegen. Hierzu zählen vor allem die in unterschiedlicher Häufigkeit gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten. Inwiefern religiöse Rituale (z.B. Einschlafrituale u.ä.) dazu zählen, ist nicht bekannt. Gleichwohl ließe sich fragen, inwieweit religiöse Rituale dem Bedürfnis nach einem strukturierten Tagesablauf entgegenkommen und in diesen eingepasst werden können.¹⁹

Eltern sind sich in ihrer Elternrolle nicht immer völlig sicher.

Dies führt die Studie zurück auf die hohen Erwartungen hinsichtlich der eigenen Lebensbewältigung in der modernen Gesellschaft.²⁰

Was bleibt festzuhalten? Es gibt Grenzen und Chancen heutigen Familienlebens für katechetische Vollzüge und Prozesse, die im Auge zu behalten sind bzw. produktiv aufgegriffen werden können. Daher wäre für eine familiensensible Katechese rund um die Erstkommunion (und darüber hinaus!) zu plädieren – eine Katechese, die nicht allein die Verantwortung der Eltern für die Glaubenserziehung zum Ausgangspunkt nimmt, sondern die konkrete Lebenssituation, in der Familien heute stecken und die häufig in Widerspruch zu den Ansprüchen und Anliegen der Gemeinden gerät.

7. Eine familiensensible Katechese: elementarisierend, mystagogisch und familienbiographisch orientiert

An die Grenzen des Machbaren führen aber anscheinend die differenzierten Lebenslagen der Menschen heute. Viele Verantwortliche scheuen differenzierte und vermeintlich aufwändige Konzepte angesichts ihrer eigenen Aufgabenvielfalt und angesichts eines vermeintlichen Mangels an kundigen freiwilligen Mitwirkenden. Aus dem jeweiligen Jahrgang lässt sich vielleicht noch die ein oder andere "Kommunionmutter" rekrutieren, es bleibt aber meist bei einem kurzfristigen "Anlernen". Andernorts prallen Innovationen am Beharrungsvermögen eingefleischter Katecheten(innen)gruppen ab.

a. Ein Beispiel

Das Konzept „Einfach Erstkommunion feiern“ (Christian Hennecke u.a.)²¹, das nicht zufällig in einem Diaspora-Bistum entstanden ist, will den genannten Herausforderungen begegnen. Es reduziert den Aufwand auf das Wesentliche: Die wöchentlichen Gruppenstunden werden durch insgesamt sechs (im Idealfall sonntägliche und) mit der Messfeier (der Gemeinde) verbundene Treffen ersetzt. Und es führt die

Katechese zurück an ihren Ursprung: Sie ist elementarisierte, mystagogische Auslegung jenes Geheimnisses, das in der Liturgie gefeiert wird.

b. Lernziele und Lernwege

Das Lernziel einer mystagogischen Eucharistiekatechese besteht daher nicht in erster Linie in der Vermittlung von Grundwahrheiten christlichen Glaubens im Allgemeinen und auch nicht in der Vermittlung einer eucharistischen Theologie, sondern in der praktischen Kompetenz des Liturgiefeierns. Von daher ist zu fragen: Was muss ein Mensch dazu wissen (Kognition)? Was muss er dazu können (Fertigkeiten)? Welche (emotionalen) Erfahrungen sollte er machen? Und: Was motiviert ihn, diese Kompetenzen erwerben?

c. Voraussetzungen: eine ansprechende liturgische Feier

Aus verschiedenen Studien ist bekannt, dass die Emotionen im religiösen Lernprozess eine zentrale Rolle spielen. Das emotionale Erleben des Gottesdienstes – zunächst durch Beobachten und schrittweises innerliches Mitvollziehen, später auch durch aktive Mitwirkung – bildet den Ausgangspunkt. Pate für dieses Vorgehen ist Cyrill von Jerusalem, der in seinen „Mystagogischen Katechesen“ mit den Getauften zunächst rekapituliert, was sie erlebt und getan haben: „Was hat nun jeder von euch stehend gesprochen?“ (Myst. Kat. I, 4). Davon ausgehend erläutert er dann die theologischen Bezüge zu den biblischen Schriften und der Heilsgeschichte Gottes mit den Menschen.

Damit wird eine erste Voraussetzung erkennbar: Die gefeierte Liturgie muss mitvollziehbar sein. D.h. sie muss emotional ansprechend sein. Sie muss auf den unterschiedlichen Kanälen, die zur Verfügung stehen: Akustik (Musik und Gesang, Sprache), Optik (Raumordnung, Lichtführung,

Bewegung, Dekoration, Gewänder, Weihrauch), Haptik (Atmosphäre, praktische Mitwirkungsmöglichkeiten), Olfaktorik (Düfte, Weihrauch), den Menschen ansprechen.

Zum zweiten muss dies dem Alter und der religiösen Entwicklung entsprechend sein. Immer noch ist regelmäßig zu erleben, wie Drittklässler eine Fürbitte vortragen, die sie aufgrund mangelnder Lesekompetenz weder fehlerfrei vortragen noch aufgrund der verwendeten Sprache und angesichts ihrer religiösen Entwicklung innerlich mitvollziehen können. Aktives Einbeziehen, Sich-Willkommen-Fühlen hängt nicht davon ab, ob einige Vorzeigekinder der versammelten Gemeinde Texte an den Kopf werfen.

d. Eltern und Kinder – gleichermaßen Adressaten und Subjekte

In Hennekes Konzept sind nun nicht allein die Kinder angesprochen, sondern auch die Eltern, letztlich (im Falle einer mit der Messfeier der Gemeinde verbundenen Katechese) die ganze zum Gottesdienst versammelte Gemeinde.

Exkurs: Ein weiteres Beispiel – eine „Gemeinde-Katechese für alle“²²

Hennekes Konzept realisiert auf seine Weise Aspekte dessen, was in den USA unter dem Begriff „Whole Community Catechesis“ (WCC) bekannt ist.²³ Wie der Begriff erkennen lässt, ist die ganze Gemeinde im Blick, wenn diese, z.B. monatlich, zu einem katechetischen Treffen („festival gathering“, „catechetical assembly“) eingeladen ist, das auf den sonntäglichen Gottesdienst folgt. „Alle“ meint dabei alle Lebensalter, alle Christen, die regelmäßigen Kirchgänger und hoch Engagierten wie auch jene, die nur ab und zu zum Gottesdienst kommen.

Das neue Profil dieses Zugangs wird deutlich in der Abgrenzung vom bisherigen, nur die Kinder ansprechenden schulischen

Zugang („school house framework“). Diese in der Mitte der Gemeinde angesiedelte Katechese ist gekennzeichnet durch einen engen Bezug zur Feier der Liturgie, sie ist biblisch geprägt und von persönlichem sowie in Gemeinschaft vollzogenem Gebet durchsetzt. Diese Charakteristik färbt auch die Arbeit in den verschiedenen Gruppierungen und Räten.

Es handelt sich also eher um einen spirituellen Lernprozess, der ein anderer Zugang zum Glauben ist als ihn die meisten Erwachsenen im schulischen Religionsunterricht, früher in Form von Auswendiglernen, heute zumeist in Form eines korrelativ angelegten Prozesses der intellektuellen Auseinandersetzung, erlebt haben. Geht es dort um Plausibilität des Glaubens vor dem aufgeklärten Verstand, kann es im Raum der Gemeinde um lebenspraktisches Einüben und Vertiefen gehen.

„Whole Community Catechesis“ realisiert damit das, was ursprünglich hinter der Idee der in den 1970er Jahren in Deutschland entstandenen „Gemeinde-Katechese“ stand. Zwar im Umfeld der Erstkommunionvorbereitung entstanden, war sie mehr als nur eine Verlagerung der katechetischen Vorbereitung der Kinder von der Schule in den Raum der Gemeinde und die Beteiligung ehrenamtlich tätiger Laien daran. Gemeinde-Katechese verstand die Gemeinde insgesamt als lernenden Organismus und Katechese als ein wesentliches Moment der Gemeindebildung (im doppelten Wort-sinn: eine Gemeinde, die sich bildet und die durch Bildungsprozesse entsteht).²⁴

Denkt man diesen Ansatz weiter, wird deutlich, dass nicht allein die Kinder die Lernenden in der Katechese sind. Lernend sind alle: Kinder, Eltern, ja die Gemeinde insgesamt. Und zugleich sind alle Lehrende: Kinder, die ihre Eltern das Beten lehren; Eltern, die ihren Kindern Anteil geben an dem, was sie vom Evangelium verstanden haben; die Gemeinde, die – im Idealfall – vorlebt, was christliche Gemeinschaft bedeutet.

Damit ändert sich die Perspektive: Es ist nicht allein danach zu fragen, was das Kind

noch alles lernen muss, um am Gottesdienst teilzunehmen. Fragen wir doch danach: Was muss geschehen, damit Kinder, Eltern, Gemeinde einander Katecheteten sein können?

e. Familie und Gemeinde – gleichermaßen Lernorte des Glaubens

In diesem Zusammenhang ist auch das Verhältnis von gemeindlichen Lernprozessen und Familie zu bedenken. Religiöse Erziehung ist das ureigene Recht der Familie (vgl. etwa Zweites Vatikanisches Konzil: DH 5). Will Katechese nicht gemeindliche Rekrutierung sein, wäre zu fragen, wie Gemeinde Familie darin unterstützen und ergänzen kann. Dazu sind die eingangs dargestellten lebensweltlichen Rahmenbedingungen familiären Lebens heute zu beachten und aus ihnen ist herauszufiltern, welche alltags- und familienbiographisch relevanten Momente eine geistliche Reflexion ermöglichen oder gar erfordern; d.h. es ist danach zu fragen, auf welche Weise ein christliches Deutungsangebot im buchstäblichen Sinne heilsam sein kann.²⁵ Es hieße zwangsläufig, über die engere Sakramentenvorbereitung hinauszudenken.

Dies hätte auch Rückwirkungen auf die Inhalte von Katechese, die sich daher von den konkreten familiären Lebenssituationen her bestimmen würden. Ein solches Denken nähme ernst, was das Arbeitspapier der Würzburger Synode als Zielperspektive von Katechese formulierte: „Das oberste Ziel des katechetischen Wirkens besteht darin, dem Menschen zu helfen, dass sein Leben gelingt, indem er auf den Zuspruch und den Anspruch Gottes eingeht.“²⁶ Ein solcher Zugang löste ein, was das bischöfliche Papier „Katechese in veränderter Zeit“ (2004) als Maßgabe einer „Katechese als ganzheitlichem Vollzug“ angibt. Das Papier spricht in diesem Zusammenhang von „Standards“ und nennt als einen ersten: „situations- und erfahrungsbezogen“²⁷. Es heißt dazu: „Die Katechese kann deshalb nicht davon absehen, Lebenssituationen

und Erfahrungen der Beteiligten anzuschauen, ernst zu nehmen und zu thematisieren. – Jesus selbst ist in seiner Verkündigung ein Vorbild hierfür.“²⁸

Eine solche „Lebenshilfe aus dem Glauben“ würde auch danach fragen, welche Ressourcen Familien heute zur Lebensbewältigung brauchen. Die eingangs zitierte Studie gibt erste Anregungen, viele weitere ergeben sich aus der konkreten Begegnung mit Familien. Deutlich wird: Die religiöse Dimension ist dabei eine unter anderen. Katechese vernetzt sich mit Hilfestellungen im Bereich Erziehung, Familienbildung, Beratung, Unterstützung (ggf. auch materiell, zeitlich) etc.²⁹

Zum Weiterdenken (als Verantwortlicher für die Katechese, als Anregung für die Diskussion im Pastoral- oder Katechetenteam, im Sachausschuss etc.):

- Identifizieren Sie mögliche alltags- und familienbiographisch relevante Ereignisse, die Ausgangspunkt katechetischen Handelns sein könnten.
- Benennen Sie Hilfestellungen, die seitens der Gemeinde erfolgen könnten.

Anmerkungen:

- ¹ Biesinger, A.: Eltern endlich mehr zutrauen, in: ThQ 194 (2014), 83–89.
- ² Kongregation für den Klerus: Allgemeines Direktorium für die Katechese (1997), hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz [VApS 130]. Bonn 1997. Eigene Hervorhebungen; P.H.
- ³ Apostolisches Schreiben „Catechesi tradendae“ Seiner Heiligkeit Papst Johannes Pauls II. über die Katechese in unserer Zeit (1979), Nr. 19, in: Texte zu Katechese und Religionsunterricht, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz [Arbeitshilfen 66]. Bonn 1998, 79–143.
- ⁴ Vgl. Das katechetische Wirken der Kirche. Arbeitspapier, in: Bertsch, L. u. a. (Hrsg.): Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Ergänzungsband: Arbeitspapiere der

Sachkommissionen [Offizielle Gesamtausgabe II]. Freiburg i. Brsg. 1977, 37–97.

- ⁵ Vgl. Katechese in veränderter Zeit, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischöfe [Die deutschen Bischöfe 75]. Bonn 2004, bes. 18.
- ⁶ Vgl. www.familienkatechese.de (09.02.2018).
- ⁷ Katechese in veränderter Zeit, 11–13.
- ⁸ Vgl. auch Hauf, J.: Familienbiographische Katechese. Unterwegs mit Familien in der Erziehungsphase. Ostfildern 2004, 234–238.
- ⁹ Vgl. AOK-Familienstudie 2014. Forschungsbericht des SINUS-Instituts, Teil 1: Repräsentativbefragung von Eltern mit Kindern von 4 bis 14 Jahren im Auftrag des AOK-Bundesverbandes. Berlin 2014, 8–31. Aus dieser Studie stammen die folgenden Zwischenüberschriften.
- ¹⁰ Vgl. ebd., 9f.
- ¹¹ Vgl. ebd., 8.
- ¹² Vgl. ebd., 12.
- ¹³ Vgl. ebd., 13.
- ¹⁴ Vgl. ebd., 16.
- ¹⁵ Vgl. ebd., 14f.
- ¹⁶ Vgl. ebd., 13f.
- ¹⁷ Vgl. ebd., 17.
- ¹⁸ Vgl. ebd., 22–24.
- ¹⁹ Vgl. ebd., 27f.
- ²⁰ Vgl. ebd., 28–31, hier 30f.
- ²¹ Hennecke, Ch. u.a.: Einfach Erstkommunion feiern. Erstkommunion unter veränderten Voraussetzungen. München 2010.
- ²² Vgl. auch <http://www.katechese-fuer-alle.de/>.
- ²³ Vgl. u.a. Huebsch, B.: A Pastor's Guide to Whole Community Catechesis. Mystic 22005.
- ²⁴ Zur missionarischen Dimension von Bildung vgl. Höring, P.C.: Religiöses Lernen zwischen Missionsbefehl und Bildungsanspruch, in: Höring, P.C. u.a. (Hrsg.): Mission – Evangelisierung – Inkulturation. Jahrbuch der Phil.-Theol. Hochschule SVD St. Augustin, Vol. 5 (2017), 37–52.
- ²⁵ Wie sensibel solche in einen Dialogprozess einzubringen sind, vgl. Höring, P.C.: Katechese im Horizont der Gottesherrschaft. Aspekte einer erwachsenen Glaubenskommunikation bzw. einer Glaubenskommunikation unter Erwachsenen, in: Anzeiger für die Seelsorge 125 (2016), H. 10, 5–9.
- ²⁶ Das katechetische Wirken der Kirche, 41.
- ²⁷ Katechese in veränderter Zeit, 18f.
- ²⁸ Ebd., 19.
- ²⁹ Konsequenzen einer familienbiographisch orientierten Katechese skizziert: Hauf, J.: Familienbiographische Katechese, bes. 278–281.

Biblische Achtsamkeit als „Augen auf“ und „Was soll ich dir tun?“

Mindfulness

Do you mind my smoking? Stört es sie, wenn ich rauche? „Mind“: Von reiner Absicht bis zum Acht geben reicht die Bedeutung. „Mind-full-ness“ = „voller Achtung“ bis „Mind!“ = „Gib Acht!“ führt unser Wort Achtsamkeit zur Care-Arbeit. „Care“ meint Sorge, als Fürsorge im letzten Jahrhundert etabliert, deckt manche Fortbildung für Pflegende. An das „be careful“ = „Pass auf / gib Acht!“ des Englischlehrers erinnere ich mich. Das Wort „Achtsamkeit“ ist seit etwa 2001 etabliert und hat 1.310.000 Ergebnisse im www. Dazu gehören immer noch 42.200 Treffer zur „biblischen Achtsamkeit“. Gemeint ist wohl Aufmerksamkeit als Eigenschaft einer Persönlichkeit. Es geht um eine innere Einstellung und die Bereitschaft, das wahr zu nehmen, was einem begegnet. Auch lat. Impetus, der innere Antrieb oder auch Schwung zielt zunächst auf die notwendige Achtung! Dazu gehört das Anliegen, sich anderen Menschen zu zuwenden und sie ernst zu nehmen. Achtsamkeit als Form der Aufmerksamkeit ist Wahrnehmung der Umwelt oder des eigenen Verhaltens durch Gedanken und Gefühle. Historisch entdecken wir die Achtsamkeit in der buddhistischen Lehre und Meditationspraxis. In unserem Kulturkreis entdeckte ich Methoden der Achtsamkeit in der Psychotherapie oder auch in der Pflege als Caring = Sorge für andere. Solche Sorge motiviert und lenkt menschliches Handeln,

den anderen kennen zu lernen, Vertrauen aufzubauen und neue Lebensräume zu eröffnen.

(M)ein Hintergrund

Eine Klinik für Naturheilkunde¹ wählte das Thema Achtsamkeit in Gesprächen am Nachmittag offen für alle. (M)ein Thema lautete: „Vom Schreihals am Wegrand über den Menschen in den Ästen bis zum barmherzigen Samariter“ – Biblische Achtsamkeit als ‚Augen auf‘ und ‚Was soll ich dir tun?‘ Eine (psychologische) Psychotherapeutin – verantwortlich für die Gesprächsreihe – versuchte mir die Achtsamkeit nach John Kabat-Zinn² nahe zu bringen: „Achtsamkeit bedeutet die Aufmerksamkeit in ganz bestimmter Weise auszurichten/nämlich bewusst wahrnehmen/im Hier und Jetzt/ohne zu bewerten/Grundhaltung von Annahme und Akzeptanz/Synonym freundliche Nicht-Einmischung.³ Meine Antwort: „Als Theologe und Caritaswissenschaftler greife ich natürlicherweise auf Bibel und Jesus Christus zurück. Da ist zum Beispiel ein „Schreihals am Wegrand“, der blinde Bettler Bartimäus (Mk 10,4). Die Achtsamkeit Jesu zeigt sich darin, wie er sich ihm zuwendet: „Was soll ich dir tun?“ Augen auf und achtsam handeln! In der freien Wohlfahrtspflege kommt übrigens noch eine Portion fachlicher Kritik hinzu.⁴ Achtsam geht es darum, Fremdes zu verstehen, Grenzen zu überwinden und alle möglichen Leute anzusprechen. Konventionen, die bestimmte Menschengruppen ausschließen, müssen gebrochen werden. Verurteilungen und Verteufelungen anderer erweisen sich oft als unachtsame Vorurteile und als ächtender Irrtum. Glauben wir doch an die Veränderbarkeit des Menschen durch unbeirrbar gute und Liebe!

Der Schreihals am Wegesrand

Biblische Grundlage sind die Lesungen des Dreißigsten Sonntags im Jahreskreis B

1. Lesung: Jeremia 31,7–9 Blinde und Lahme, tröstend geleite ich sie heim/2. Lesung: Hebräer 5,1–6 Du bist Priester auf ewig nach der Ordnung Melchisedeks/Evangelium: Markus 10,46b–52 Rabbuni, ich möchte wieder sehen können

Bartimäus

Dreimal hat Jesus Leiden und Auferstehung angekündigt. Gerade noch hat er seinen Jüngern gesagt: „Wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein“ (Mk 10,43). Sie sind auf dem Weg nach Jerusalem zum triumphalen Einzug in den Tempel und zum Sterben am Kreuz. An diesem Weg sitzt der blinde Bettler Bartimäus, Sohn des Timäus. Auf diesem Weg folgt er Jesus nach, als er sehend geworden ist. Das ist mehr als eine bloße Information über ein Wunder Jesu. Es ist ein Zeichen dafür, dass Jesus jedem, der ihn wie dieser Blinde inständig bittet, die Augen für das Verständnis seiner Passion öffnet. Das ist eine Einladung, sich im Blinden selbst wieder zuerkennen. Das ist eine Einladung, Jesu Leiden und das der ganzen Welt zu verstehen, bis auch wir den Sohn Davids um Erbarmen anrufen. Angesichts des Leids als Krankheit, Alter und Tod ein Caritas–Evangelium: Jesus wirkt nicht einfach Wunder. Er hat Zeit, achtsam bleibt er stehen und fragt tatsächlich: „Was soll ich dir tun?“ Er tut nicht irgendetwas für den Kranken, auch nicht unter seiner Mitwirkung, sondern er lässt sich sagen, was zu tun ist, was der Kranke möchte: Biblische Achtsamkeit!

Blind sehend

Bartimäus war körperlich blind, die Menschen um ihn herum waren sehend. Man kann aber auch sehend blind sein und blind sehend. Bartimäus ist trotz seiner Blindheit hell-sichtiger und achtsamer als viele Menschen um ihn herum. Er nimmt seine Umgebung genau wahr und spürt die Menschen um sich herum. Zugleich leidet Bartimäus, einmal unter der körperlichen

Blindheit, aber auch unter der Blindheit bestimmter Menschen, die ihn wegen seiner Krankheit übersehen und nicht auf ihn achten. Dagegen ist Jesu Umgang mit Bartimäus bemerkenswert. Jesus hat nicht die Augen verschlossen vor Mitmenschen, die nicht dem anscheinend normalen Bild des Menschen entsprechen. Er ist auf sie zugegangen und ihnen achtsam von Mensch zu Mensch begegnet. Nicht in einer Mitleidshierarchie, in der die so genannten Gesunden oben und die so genannten Behinderten unten stehen und Empfänger seiner Fürsorge sind. Hans- Jürgen Netz (*1954) dichtet: „Blinde bleiben blind, Blinde bleiben blind, bis einer aufsteht, bis einer losgeht, bis einer kommt, der für sie sieht, bis einer kommt, der für sie sieht.“⁵

Sehbehinderte

Sie werden auf der einen Seite konfrontiert mit der Welt ihrer Behinderung, hin und her geworfen zwischen Rehabilitation und Resignation, zwischen Wunderheilern in der Medizin und der Frage der Gesundheitspolitik, ob das alles bezahlbar ist, zwischen Trauer über Verlust und Freude am Möglichen. Auf der anderen Seite erleben sie ihren Glauben. Sie leben aus der Hoffnung, der Sehnsucht nach Geborgenheit in Gott. Sie hoffen, auf Menschen zu treffen, die sie achtsam annehmen, wie sie sind, die das Führen lernen und die lernen, neben ihnen zu gehen, um sie vor Stolpersteinen zu warnen. Sie hoffen auf Menschen, die achtsam warten, wenn sie langsam sind, ohne ungeduldig zu werden. Nicht mehr, aber auch nicht weniger erwarten Menschen mit einer Sehschädigung auch von Seelsorgerinnen und Seelsorgern.⁶ Beide verbindet die Trostbotschaft des Jeremia, dass Gott sein Volk beachtet und sich um es kümmert. Er will das Verwundete heilen, das Verlorene retten: „Ich sammle sie von den Enden der Erde, darunter Blinde und Lahme ... Weinend kommen sie, und tröstend geleite ich sie“ (Jer 31,8f. 1. Lesung).“ Der Grund, dem Wort Gottes zu glauben, liegt in Jesus Christus. Er

ist einer von uns „aus den Menschen ausgewählt und für die Menschen eingesetzt ... Er ist fähig, für die Unwissenden und Irrenden Verständnis aufzubringen, da auch er der Schwachheit unterworfen ist“ (Hebr 5,1 / 2. Lesung). Auch unsere Sorge um den kranken, dahinsiechenden und sterbenden Menschen – zu Hause und im Krankenhaus, im Altenheim und im sozialen Brennpunkt – ist Teilnahme an der Sorge Gottes um den Menschen, wie sie im Leben und Sterben Jesu erkennbar wurde. Nur der waagrechte und der senkrechte Kreuzesbalken zusammen bilden das Bild des christlichen Lebens. Achtsam geht es darum, Fremdes zu verstehen, Grenzen zu überwinden und alle möglichen Leute anzusprechen. Konventionen, die bestimmte Menschengruppen ausschließen, müssen gebrochen werden. Verurteilungen und Verteufelungen anderer erweisen sich oft als unachtsame Vorurteile und als ächtender Irrtum.

Caritas- und Vinzenz-Konferenzen

Ich sehe Spiritualität als achtsame Offenheit für das Mystische kommunikativer Kompetenz. So haben beispielsweise die Caritas- und Vinzenz-Konferenzen ihre Spiritualität entwickelt. Ihnen wurde wichtig, was der Jesuitenpater und Widerstandskämpfer des Kreisauer Kreises Alfred Delp „im Angesicht des Todes“ zwischen Verhaftung und Hinrichtung 1944/45 über das Schicksal der Kirchen schrieb: „Es wird ankommen auf die Rückkehr der Kirchen in die Diakonie: in den Dienst der Menschheit ... Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen (Mk 10,45) ... Es wird kein Mensch an die Botschaft vom Heil und vom Heiland glauben, solange wir uns nicht blutig geschunden haben im Dienst der physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonst wie kranken Menschen ... Damit meine ich das Sich-Gesellen zum Menschen, ohne anschließend eine Spalte oder Sparte auszufüllen. Damit meine ich das Nachgehen und Nachwandern auch in die äußersten Verlorenheiten und Verstie-

genheiten des Menschen, um bei ihm zu sein ... Geht hinaus, hat der Meister gesagt, und nicht ‚Setzt euch hin und wartet, ob einer kommt.‘“⁷

Achtsamkeit kultivieren

Im Pastoralblatt 2/2018 arbeitet Dr. Martin Pott, Pastoralentwickler und Geschäftsführer des synodalen Prozesses „Weggemeinschaft“ im Bistum Aachen aus der Theologie des früheren Professors und Aachener Bischofs Klaus Hemmerle Grund-Orientierungen und Grund-Haltungen heraus.⁸

Ich erinnere mich gut an den Fokularen Klaus Hemmerle, 1970 – 1973 Fundamentalthologe in Bochum und 1973-1975 Religionsphilosoph in Freiburg. Als Priesteramtskandidaten vorher in Bonn studierend, hatten wir gerade an der noch neuen Ruhr-Universität 1969 kirchliches Examen und staatliches Diplom in Theologie gemacht und bereiteten uns im Priesterseminar Essen-Werden auf die Diakonats- und Priesterweihe vor. Klaus Hemmerle hielt uns 1970 die Weiheexerziten. Am 8. November 1975 wurde er zum Bischof von Aachen geweiht. Martin Pott beschreibt die Achtsamkeit von Klaus Hemmerle so: „Achtsamkeit für die vielen Perspektiven und Achtsamkeit gegenüber denen, die wenig vorkommen oder die aktuell besonderer Aufmerksamkeit bedürfen.“⁹ Im Blick des Bischofs waren das in seiner Zeit nicht nur arbeitslose Jugendliche, von Zerschließungen bedrohte Bergleute und Migranten aus dem Osten, sondern auch die Frauen: „Frauen aus dem Bistum sind mit ihm in einen Dialogprozess eingetreten, der zur Errichtung eines so genannten ‚Beraterinnen-Kreises‘ geführt hat, in dem der Bischof sich regelmäßig den Rat von Frauen einholte.“¹⁰

Strukturelle Achtsamkeit

Im „Hirschberg“, der Monatszeitschrift des Bundes Neudeutschland – Kreis ka-

tholischer Männer und Frauen entdecke ich unter dem Gesamthema „Was hält die Gesellschaft zusammen?“ einen Beitrag des Professors für Allgemeine Moraltheologie und Ethik an der Universität Fribourg in der Schweiz Dr. Daniel Bogner mit dem Titel: „Strukturelle Achtsamkeit – Das Programm des Christentums für den Zusammenhalt der Gesellschaft“.¹¹ Zusammenfassende Sätze sind „Der Mensch ‚lebt nicht vom Brot allein‘, sondern – gesellschaftlich gewendet – von den Sinnressourcen, die es ihm aussichtsreich erscheinen lassen, sich im Sinn der Bürgergemeinschaft zu engagieren und tätig zu werden.“ – „Was die Bibel behandelt, ist die Frage: Wie kann der Mensch ein Volk – eine Gesellschaft – bilden, das Gott entspricht und zu seinem Volk wird.“ Daniel Bogner sieht die Christinnen und Christen von ihrem Glauben her mit einer programmatischen Verpflichtung, unterwegs zu sein: „die Verpflichtung, in der Gesellschaft, in der sie leben, jene Glaubenshaltungen von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zu praktizieren, in denen sie einen treuen Ausdruck ihrer Glaubensberufung als Christinnen und Christen erkennen und durch sie auf das ergangene Wort Gottes eine Antwort geben wollen.“¹² Strukturell sieht Daniel Bogner die Achtsamkeit, wenn sie die individuelle Ebene übersteigt. Es geht ihm um die reale soziale Situation der Menschen. Solche Achtsamkeit leitet zu konkreten politischen Maßnahmen an. Zur Gewissenserforschung lese ich weiter „Im Angesicht des Todes“ von Alfred Delp über „Das Schicksal der Kirchen“: „Wir sind trotz aller Richtigkeit und Rechtgläubigkeit an einem toten Punkt. Die christliche Idee ist keine der führenden und gestalten- den Ideen dieses Jahrhunderts. Immer noch liegt der ausgeplünderte Mensch am Wege. Soll der Fremdling ihn noch einmal aufheben? Man muss, glaube ich, den Satz sehr ernst nehmen: was gegenwärtig die Kirche beunruhigt und bedrängt, ist der Mensch. Der Mensch außen, zu dem wir keinen Weg mehr haben und der uns nicht mehr glaubt. Und der Mensch innen, der sich selbst nicht glaubt, weil er zu wenig Liebe erlebt und

gelebt hat. Man soll deshalb keine großen Reformreden halten und keine großen Reformprogramme entwerfen, sondern sich an die Bildung der christlichen Persönlichkeit begeben und zugleich sich rüsten, der ungeheuren Not des Menschen helfend und heilend zu begegnen.“¹³ Und genau das ist biblische Achtsamkeit als „Augen auf“ und „Was soll ich dir tun?“!

Anmerkungen:

- ¹ Klinik für Naturheilkunde des Katholischen Klinikums Bochum in Hattingen – Blankenstein.
- ² John Kabat-Zinn (*1944) ist Gründer des 1995 etablierten Center für Mindfulness und Medicine, Health Care and Society an der University of Massachusetts Medical School.
- ³ Nach Leonie Jagenburg, Psychologin in der Klinik für Naturheilkunde Hattingen – Blankenstein.
- ⁴ Grundlage für meine Überlegungen ist der Artikel „Achtsamkeit – Leben im Hier und Jetzt“ von Hans-Joachim Tambour 2013 (.systemische-exerzitien.de/mediapool/78/786918/data/Achtsamkeit_christlich_1_.pdf) und „Augen auf – Jesus und die Achtsamkeit“ von Peter Schmid (Jesus.ch/information/jesus/seine_message/211229. jesus_und_die_achtsamkeit.html) und „Spiritualität und Achtsamkeit als Module der Integrativen Onkologie“ – Studien und Praxis von Arndt Büssing und Günther Spahn (brustkrebs-integrativ.de/aerzte/doku/Abstract_Buessing-Spahn.pdf).
- ⁵ Verfasst 1974, vertont von Herbert Beuerle (1911-1994).
- ⁶ www.Bedindertenpastoral-dbk.de.
- ⁷ Delp, A. Im Angesicht des Todes. Frankfurt 1981, 138.
- ⁸ Pott, M., Klaus Hemmerle, Was bedeutet sein Denken für einen Personalentwickler heute? In: Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück 2/2018, 42-47.
- ⁹ Ebd. 46.
- ¹⁰ Ebd.
- ¹¹ Bogner, D. Strukturelle Achtsamkeit – Das Programm des Christentums für den Zusammenhalt der Gesellschaft In: Hirschberg, Zeitschrift des ND – KMF e.v. (Hrsg.) 2/2018, Jg 71, 78-81.
- ¹² Ebd. 81.
- ¹³ Delp a.a.O. 138f.

Kirche und Sterbehilfe im Dreiländereck mit Belgien und den Niederlanden

1. Das Bistum Aachen im Dreiländereck

Das Bistum Aachen – und noch mehr die Stadt Aachen – befinden sich geographisch genau im „Dreiländereck“ mit Belgien und den Niederlanden. Mit einer Entfernung von 2 km Luftlinie zur niederländischen und 5km zur belgischen Grenze befindet sich auch „Haus Hörn“ in Aachen, das älteste Hospiz Deutschlands, in „spannender“ Nachbarschaft, denn beide Länder haben seit nun mehr als 15 Jahren die liberalsten Gesetzgebungen der Welt zur Sterbehilfe.

Angesichts der Nähe von Aachen zu den Niederlanden und zu Belgien stellte sich mir die Frage, wie die Kirche(n) in den beiden Ländern mit der Situation umgehen – wie haben sich die Bischöfe positioniert? Was bedeutet die Liberalität bei der Sterbehilfe für die Seelsorge, zumal in der Krankenhauseelsorge? Und mit Blick auf die Seelsorge im Bistum Aachen: Wie beeinflusst diese Nachbarschaft die Hospiz- und Krankenhauseelsorge bei uns?

Kirche und Sterbehilfe

Das Verhältnis der Kirche zum Bereich der Sterbehilfe im umfassenden Sinne war in den vergangenen Jahrzehnten sehr unterschiedlich. Nach zunächst deutlicher Ablehnung ist die Hospizbewegung inzwischen kirchlich hochgeschätzt, von ihr wird als ei-

ner „Fremdprophetie“ für die Kirche gesprochen. Ähnlich hat auch die Palliativmedizin von Seiten der katholischen Kirche zunächst deutliche Ablehnung erfahren. In der Enzyklika *Evangelium Vitae* von 1985 ordnete Papst Johannes Paul II. neben der Handlung auch die Unterlassung einer Handlung als „Euthanasie im eigentlichen Sinne“ ein und lehnte damit die Grundlage der Palliativmedizin mit ihrer Abwägung hinsichtlich sinnvoller oder nicht-sinnvoller Therapieversuche ab. 30 Jahre später zeigen Vertreter der beiden großen Kirchen in Deutschland angesichts der Entscheidung des Bundestags am 5. und 6.11.2015¹ eine andere Sicht auf das Thema und urteilen zufrieden: Die Bundestagsabgeordneten hätten „ein starkes Zeichen für den Lebensschutz und damit für die Zukunft unserer Gesellschaft und ihren Zusammenhalt gesetzt“².

Im Verlauf eines Jahres hat der Arbeitskreis Hospiz des Bistums Aachen mehrere Gespräche mit Kirchenvertretern aus den Nachbarländern geführt und als Folge daraus im November 2017 einen Studientag für die Krankenhaus-, Psychiatrie-, Hospiz- und Behindertenseelsorger(innen) im Bistum Aachen durchgeführt. Zudem hat sich die jährlich stattfindende „Euregionale ökumenische Konferenz“ im April 2018 in Wittem (NL) mit diesem Thema auseinandergesetzt. Dieser Artikel gibt einen Überblick über die Erfahrungen und über Gesprächsergebnisse dieses Jahres. Selbstverständlich erhebt er nicht den Anspruch, alle Aspekte dieses Themas behandeln zu können. Es handelt sich um eine Zusammenfassung von Gesprächen mit Menschen, die weitgehend subjektiv von ihren Erfahrungen und Eindrücken zu diesem Thema berichtet haben.

Gesprächspartner

Aus den beiden Nachbarländern haben sich Personen mit unterschiedlichen Berufen und damit auch ganz unterschiedlichen Perspektiven auf das Thema als Gesprächs-

partner gefunden. Von belgischer Seite waren vom Bistum Lüttich Caroline Werbrouck (Seelsorgerin im Uniklinikum Lüttich und bischöfliche Delegierte für die Krankenhausseelsorge), Fina Keifens (Krankenhausseelsorgerin in Eupen und Bischöfliche Delegierte für die deutschsprachige Gemeinschaft) sowie Altbischof Aloys Josten an den Gesprächen beteiligt. Außerdem hat die Anästhesistin und Palliativmedizinerin Dr. Ursula Wetzels von ihrer Erfahrung berichtet. Aus den Niederlanden hat sich Hub Vossen, Pastoraler Mitarbeiter im Bistum Roermond, beteiligt.

Bei der „Euregionalen Ökumenischen Konferenz“ im April 2018 war das berufliche Spektrum der Referenten und Gesprächspartner mit Vertreter(innen) aus Palliativmedizin und -pflege, Moraltheologie, Politik und Hospizseelsorge aus drei Ländern und zwei Kirchen noch weiter. Die Konferenz zu diesem Thema ist mit 100 Teilnehmern auf Interesse bei einem ungewöhnlich großen Kreis aus kirchlichem Haupt- und Ehrenamt gestoßen. Darin dokumentiert sich großer Bedarf nach Information und Austausch.

2. Hintergründe

Begriffe und Gesetze

Die Auseinandersetzung mit dem Thema Sterbehilfe steht stets vor der Schwierigkeit, dass die Begrifflichkeit unscharf ist. Schon die Benennung ist vage: „Sterbehilfe“ ist unscharf, da sowohl „Hilfe beim Sterben“ als auch „Hilfe zum Sterben“ gemeint sein kann. Der im Niederländischen und Französischen verwendete Begriff „Euthanasie“ (guter Tod) ist durch die deutsche Geschichte stark belastet und enthält eine möglicherweise nicht gewollte Wertung.

Die Begriffsschwierigkeiten sind wohl auch darauf zurückzuführen, dass in der Praxis in diesem Feld die Übergänge häufig fließend sind. So verläuft etwa die Grenze zwischen Palliativmedizin und ak-

tiver Sterbehilfe entlang der Absicht des Handelnden und ist damit nicht objektiv nachvollziehbar. Fast jede Diskussion dieses Themas dreht sich in großen Teilen um die Begriffsdefinitionen. Im Folgenden ist die Begrifflichkeit insofern zweitrangig, als für die skizzierten Fragestellungen nicht die exakten Abgrenzungen und rechtlichen Vorgaben entscheidend sind, wenn es um die Frage nach Auswirkungen und der kirchlichen Praxis geht. Es ist deshalb auch weder möglich noch nötig, die Gesetzeslagen im Detail nachzuzeichnen. Es genügen einige grobe Linien:

In den BeNeLux-Ländern (Belgien und Niederlande seit 2002; Luxemburg seit 2009) ist im Unterschied zu den anderen europäischen Ländern und bis auf wenige Ausnahmen weltweit die *Tötung auf Verlangen* straffrei. Die Konstruktion ist rechtlich analog zur Gesetzgebung zum Schwangerschaftsabbruch in Deutschland: die Handlung ist nicht „erlaubt“, bleibt aber unter bestimmten Voraussetzungen straffrei. Die komplizierteste und am meisten diskutierte Regelung stellt in der belgischen Gesetzgebung die „Vorgezogene Willensbekundung“, für den Fall, dass jemand für einen möglichen Krankheitsverlauf Vorsorge treffen will, dar. Über diese Regelungen, die über eine Patientenverfügung hinausgeht, gibt es auch in Belgien selbst ausufernde Erwartungen und unrealistische Vorstellungen.

Assistierter Suizid ist die Tätigkeit im Feld der Sterbehilfe, der in Deutschland 2015 neu geregelt wurde. Im Rahmen eines langen Meinungsbildungsprozesses hat der Bundestag ein Gesetz verabschiedet, wonach diese Form der Beihilfe zur Selbsttötung nur unter bestimmten Voraussetzungen (keine Geschäftsmäßigkeit, nicht auf Wiederholung angelegt) legal ist.

Formen *passiver Sterbehilfe*, ggf. auch die Inkaufnahme von Lebensverkürzung durch palliative Therapie, ist in den genannten Nachbarländern wie in Deutschland unter bestimmten Voraussetzungen möglich.

Die nicht zuletzt begrifflichen Schwierigkeiten und Ungenauigkeiten verkomplizieren die öffentliche Debatte. Bemerkenswert ist zudem, dass nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Ländern selber, häufig falsche Vorstellungen von den gesetzlichen Möglichkeiten in den BeNeLux-Ländern herrschen. So gibt es etwa – entgegen der allgemeinen öffentlichen Meinung – kein Recht auf Euthanasie: Ärztinnen und Ärzte sind nicht dazu verpflichtet, dem Willen des Patienten nachzukommen. Auch für den Bereich der Tötung auf Verlangen gibt es häufig kein Wissen darüber, wie eng reglementiert er ist.

Diese mangelnde Information über Grenzen und Möglichkeiten (was z.B. die deutsche Rechtsprechung ermöglicht) führt zu einer merklichen Verzerrung der Debatte. So sorgte etwa die Auskunft des Vertreters der (deutschen) Politik bei der Euregionalen Ökumenischen Konferenz, dass Beihilfe zum Suizid in Deutschland grundsätzlich nicht strafbar ist (und sich diesbezüglich die Ärzte in ihrem Standesrecht engere Grenzen setzen), für Erstaunen in der Runde der Zuhörer. Eine bessere Information und Sicherheit in der Anwendung der Gesetze, die der anwesende Palliativmediziner auch bei seinen Standeskollegen für nötig hält, ist dringend geboten, um die Debatte zu verobjektivieren.

Ausweitung

Die Entwicklungen seit der Gesetzgebung im Jahr 2002 in den Nachbarländern zeigen, dass die Diskussion damit nicht beendet ist. Es wird deutlich, dass sich auch bei so vermeintlich klarer Regelung wie dort immer wieder Anschlussfragen stellen. So steht (bzw. stand) die Altersgrenze zur Disposition: Ab welchem Alter ist ein Mensch in der Lage, für sich zu entscheiden? Zudem gab es verschiedene Vorstöße zur Ausweitung der Grundindikation – wie sind psychische Krankheiten, Demenz oder Suchtkrankheiten zu bewerten? In den

Niederlanden gibt es die Diskussion um den Begriff des „vollendeten Lebens“, wonach auch an sich gesunden Menschen, die ihr Leben als vollendet betrachten, die Euthanasie ermöglicht werden soll.

Mit steigenden Nachfragezahlen und der Ausweitung der gesetzlichen Möglichkeiten sehen viele die Sorge vor der sogenannten „schiefen Ebene“³ Realität geworden.

Die deutsche Geschichte ...

In den Gesprächen ist deutlich geworden, wie sehr die geschichtliche Erfahrung, die skandalös-euphemistisch so genannten „Euthanasie“-Programme der Nationalsozialisten und die Vergehen von Ärzten in dieser Zeit, die Haltung in Deutschland (noch?) bestimmt. Wenn man vom Bild der schiefen Ebene spricht, ist Deutschland – anders als die Nachbarländer – davon geprägt, dass hier die Erfahrung des Abgrunds, des Missbrauchs des Bedürfnisses nach „würdigem“ Leben gemacht worden ist. Es ist eben nicht (mehr) unvorstellbar, dass es zum Schlimmsten kommen kann.

Ängste und Nöte der Menschen

Als Grund für die Frage nach (aktiver) Sterbehilfe sind in allen Gesprächen im Wesentlichen drei Ängste genannt worden, die die Betroffenen ausdrücken: Angst vor Schmerzen, Angst vor Einsamkeit und Angst davor, völlig von anderen Menschen abhängig zu sein und die Selbständigkeit zu verlieren. Grundlegend für die Auseinandersetzung mit dem komplexen Thema Euthanasie ist, diese Ängste ernstzunehmen und nicht zu unterstellen, dass die Betroffenen es sich „nur“ leicht machen wollten. Die Dramatik ihrer Situation wird etwa darin deutlich, dass die Betroffenen ihre Situation nicht als „Ich will sterben“, sondern „Ich will so nicht mehr leben.“ beschreiben würden.

Auch mit Blick auf die Mediziner in diesem Bereich gilt es, nicht Verantwortungslosigkeit zu unterstellen. Dr. Ursula Wetzels beschreibt ihre eigene berufliche Erfahrung damit, dass sie als Ärztin eindeutig angetreten ist, um Leben zu retten. Bei der Gesetzesänderung im Jahr 2002 habe sie noch gesagt, dass sie niemals Euthanasie durchführen würde. Und dennoch habe sie inzwischen Menschen in Situationen kennengelernt, in denen sie anders entschieden habe. Diesen Prozess in aller Offenheit zu begleiten, gehöre zu ihrer Verantwortung als Medizinerin. Sie habe gelernt, dass es nicht genüge, sich für oder gegen Sterbehilfe auszusprechen – so oder so sei die Herausforderung, den individuellen Situationen gerecht zu werden.

3. Kirchliche Praxis

„Katholiken tun das nicht!“?

Die Gesprächspartner aus den beiden Nachbarländern berichteten, dass es in den Kirchenleitungen beider Länder die Vorstellung gebe bzw. gegeben habe, dass die gesellschaftliche Diskussion um die Euthanasie-Gesetzgebung die katholische Kirche insofern nicht berühre, als dass – nicht zuletzt wegen des Verbots durch die Bischöfe – Euthanasie für Katholiken ohnehin keine Option sei. Hub Vossen beschrieb seine Befürchtung, dass sich damit Teile des Episkopats der gesellschaftlichen Realität verschlössen und der Diskussion aus dem Wege gingen.

Im Bistum Lüttich sind die Krankenhaus-seelsorger(innen) dieser Vorstellung entgegengetreten. Sie gingen auf die Kirchenleitung zu und machten deutlich, dass es in der Nachfrage nach Euthanasie keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen Christen bzw. Katholiken und Nicht-Christen gebe. Die Vorstellung, dass diese Frage für Katholiken keine Relevanz hätte, beschrieben sie aus ihrer praktischen Erfahrung im Umgang mit schwerkranken Menschen als realitätsfremd.

Als Diözesanbischof war Aloys Josten 2002 an der gesellschaftlichen und politischen Debatte beteiligt. Für die Kirche sei die Überzeugung richtungsweisend, dass das Leben ein Wunder sei. Das werde bei Geburt von Kindern so erlebt, gelte aber bis zum Tod. Diese Wunderbarkeit des Lebens sei der Grund dafür, dass es nicht möglich erscheint, dass der Mensch bzw. die Gesellschaft in das Leben eingreifen. Er erklärte den Ansatz der kirchlichen Stellungnahmen: „Das Ja zum Leben ist so stark, dass wir das Nein zur Euthanasie sagen müssen.“ Andererseits sei ihm bewusst, dass die Gesellschaft dem „Nein“ der Kirche zur Euthanasie ein „Aber“ entgegensetze. Bischof Josten kritisierte den Versuch, der Debatte mit Verweis auf die kirchliche Autorität zu entgehen: Die Zeit kategorischer Setzungen des Lehramts sei vorbei – die Anliegen müssten nachvollziehbar sein, existenziell in Worte gebracht und vermittelt werden. Die Kirche könne der Frage nicht aus dem Weg gehen, sondern müsse stattdessen lernen, mit veränderten Situationen umzugehen. Das bedeute nicht, dass die Grundlage und die Grundanliegen sich verändert hätten.

Theologische Reflexion

Angesichts dieser Hintergründe wurde im Bistum Lüttich schon vor der Gesetzesveränderung im Jahr 2002 mit der Reflexion über die kirchliche Position und den Folgen für die Praxis begonnen. Die als bischöfliche Delegierte für die Krankenhausseelsorge im Bistum Lüttich Verantwortliche Caroline Werbrouck beschrieb den Ausgangspunkt ihrer Überlegungen anhand des Begriffs „Grenze“. Sie und ihre Kolleginnen und Kollegen seien überzeugt, dass mit der Euthanasie eine Grenze überschritten werde. Ihnen sei ein wichtiges Anliegen, daran festzuhalten, dass sie keine Lösung wie andere sei. Andererseits seien sie der Überzeugung, dass Gott grenzenlos sei.

Als eine zentrale Entdeckung in der theologischen und pastoralen Reflexion und

für die Meinungsbildung in der Gruppe der Krankenhauseelsorgerinnen und -seelsorger benannte sie die Abhandlung von Dominique Jacquemin⁴, „Bioéthique, médecin et souffrance. Jalons pour une théologie de l'échec“ (Bioethik, Medizin und Leiden. Meilensteine für eine Theologie des Scheiterns). Der Autor stelle darin die Frage, ob die Kirche, wenn sie eine Gesellschaft kritisiere, die Leistungsfähigkeit, Schönheit, Jugend und Ablehnung von Scheitern propagiere, nicht selbst einen anderen Umgang mit dem Scheitern finden müsse. Ob sie nicht, wenn sie die Schranken selbst auch sehr hoch anlege, ebenfalls als herablassend, perfektionistisch und belehrend erscheinen würde. Er frage, ob Gott anders zu denken sei als das absolut Gute – und ob er nicht auch die Menschen erreichen könne, die (im ethischen Sinne) gescheitert seien? Nach Jacquemin gehe Gott ein Wagnis mit den Menschen ein mit dem Risiko des Scheiterns. Er schließe niemandem in seinem Scheitern ein, sondern behalte den Menschen gegenüber eine Haltung der Offenheit. Durch Christus gehe Gott vor der Erlösung durch das Scheitern und den Tod. Das Scheitern sei demnach im Christentum zwar angesichts des Heils nur vorläufig, müsse aber dennoch benannt und ertragen werden. Gott halte sich nicht nur im absolut Guten auf, sondern suche den Menschen dort, wo dieser sich befinde.

Die Überlegungen der Lütticher Krankenhauseelsorger(innen) konzentrierten sich auf den Karsamstag. Sie plädierten dafür, nicht der Versuchung zu erliegen, zu schnell vom Karfreitag zum Osterjubiläum überzugehen. Der Karsamstag als Tag der Stille, des Schweigens und der Angst sei ein Herzstück des Christentums. Damit habe die Situation vieler Menschen, zumal vieler kranker Menschen, die Erfahrung des Abgrunds. Diese sei der christlichen Tradition nicht nur nicht fremd, sondern habe darin einen festen Ort. Die Seelsorger(innen) sähen es als ihre Aufgabe an, in dieser Situation präsent zu sein und zu bleiben, nicht trotz, sondern wegen der Ohnmacht

vor der Situation, die vermutlich nicht nur sie spürten.

Seelsorge – „Niemand wird alleine gelassen.“

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen sind die in der Pastoral des Bistums Lüttich Tätigen in Abstimmung mit ihrem Bischof (sowohl Bischof Jousten wie auch seinem Nachfolger Bischof Delville) zu der Überzeugung gekommen, dass die Begleitung auch von Menschen, die für sich die Euthanasie planen, geboten ist. Niemand solle von der Krankenhauseelsorge ausgeschlossen werden.

Dabei sind sich die Akteure durchaus der Spannung bewusst, in die sie sich hineinbegeben, wenn sie Begleitung anbieten, gleichzeitig aber kirchlich und persönlich eine andere Position vertreten. Die Krankenhauseelsorger, die in der Praxis Menschen begleitet haben, die nach Euthanasie fragten, hätten sich dennoch „am richtigen Ort“ gefühlt.

Das Thema Euthanasie stelle die Seelsorger vor die Grundfrage der Seelsorge: Was bedeutet es, Menschen zu begleiten? Die Frage wird im Kontext der Euthanasie zugespitzt: In einer entscheidenden Situation treffen hier verschiedene Haltungen aufeinander. Wie geht seelsorgliche Begleitung mit Entscheidungen um, die sie nicht befürwortet? Die Lütticher Seelsorger sind zur Überzeugung gelangt, dass Begleitung nicht mit Gut-heißen gleichzusetzen ist, das Begleitung nicht automatisch Zustimmung bedeutet. Seelsorge habe den Auftrag, zu begleiten. Die pastorale Haltung ermögliche es, Gastfreundschaft und christliche Identität, Dezentrierung (im Sinne des Respekts für den anderen) und Respekt für sich selbst sowie Liebe und Wahrheit zusammenzuführen. Die Aufgabe sei, zu diesem „und“ fähig zu werden und so etwa in aller Entscheidung der Ablehnung der Euthanasie Gastfreundschaft für die Patienten und ihre Familien mit allen Aspekten des Lebens zu pflegen. Mit dem Anspruch, Fragen zuzulassen und gleichzeitig die kirchliche klare

Position zu vertreten, verbindet sich das „Hineingehen in die Ambivalenz und Komplexität.“ Nur das aktive Zugehen auf die Fragen der Patienten biete die Möglichkeit, auch für den Patienten den Prozess offen zu halten: „Wenn die Kranken spüren, dass wir ihre Fragen annehmen – auch ohne Zustimmung –, stellen viele selber fest, dass ihre Frage nach Euthanasie nicht im Einklang mit ihrem Glauben steht“ (Werbrouck).

4. Die Spannung halten

Mit der Frage der Sterbehilfe steht die Kirche unbestritten in einer Dilemma-Situation; einerseits wird eine klare Position gegen die Sterbehilfe bezogen, andererseits besteht der Anspruch, Menschen in Notsituationen zu begleiten und nicht zu verlassen. Damit ergibt sich der Konflikt, nicht durch die Begleitung eine Zustimmung zu signalisieren.

Teile der niederländischen Bischofskonferenz sehen sich gezwungen, im Dienste der entschiedenen Position gegen die Euthanasie den Betroffenen die kirchliche Beredigung zu verwehren.⁵ Hub Vossen sieht in dieser kirchlichen Stellungnahme, die allein auf ein autoritatives Verbot setze, eine große Hilflosigkeit angezeigt. Damit sei die entscheidende Frage nicht geklärt: „Wie sind unsere Bezüge zu einsamen Menschen?“

Alle Seelsorgerinnen und Seelsorger berichteten, dass die Wahrnehmung der ausschließenden Haltung der Kirche zu „Versteckspielen“ führt. Sowohl in den Krankenhäusern als auch in der Gemeindepastoral würden dann Seelsorger gerufen und nicht über die wahre Situation informiert. Auch das Verbot der kirchlichen Beredigung für Menschen, die Euthanasie in Anspruch genommen haben, führe dazu, dass das den entsprechenden Pfarrern verschwiegen werde. Diese Folge aus dem Versuch, sich entschieden und abgrenzend zu verhalten, wird letztlich als für keine Seite zufriedenstellend erlebt.

Die Erfahrung mit diesen Folgen für die Praxis hat für die Krankenhausseelsorge in Lüttich zu einer Veränderung in der Kommunikation geführt: Während zunächst die Vorgabe war, die Betroffenen zwar zu begleiten, dies aber diskret zu tun, ermutigt Bischof Delville inzwischen dazu, besser offen darüber zu sprechen, dass und wie die Seelsorge begleitet.

Gerade für die Tätigkeit im Krankenhaus ist die Zusammenarbeit mit den anderen Diensten (Medizin, Pflege, Sozialdienste etc.) unabdinglich. Dabei dürfe nicht der Eindruck erweckt werden, dass für die Seelsorge die Euthanasie „okay“ sei: es bedürfe eines nuancierten Gesprächs mit den anderen Teammitgliedern im Krankenhaus. Die Seelsorgerinnen und Seelsorger stehen vor der Herausforderung, sich nicht instrumentalisieren zu lassen: „Wir sind da, die Not und die Angst trotz der Ambivalenz und Komplexität auszuhalten und aufzufangen; nicht, um zu beruhigen“ (C. Werbrouck).

Die Aufgabe der Seelsorge ist dabei unter anderem, hinter der schockierenden Euthanasie-Anfrage die spirituelle Anfrage zu hören; die Patienten in der Suche und der „Revolt“ gegen Gott und gegebenenfalls auch die Kirche auszuhalten und ernstzunehmen. Dazu gehört, die Not der betroffenen Menschen, die hinter der Bitte um Euthanasie stehe, nicht als Leichtfertigkeit abzutun. Die Erfahrung zeige, dass Menschen, die um Euthanasie bitten, nicht unbedingt strikte Befürworter der Euthanasie sind, aber ihre Situation offen benennen: „Jetzt stehe ich dennoch hier.“

Überhaupt in diesem Feld aktiv zu werden und sich nicht der Diskussion zu entziehen, birgt die Gefahr, nicht (mehr) entschieden positioniert wahrgenommen zu werden. Dennoch sind die Seelsorger in Lüttich zu der Überzeugung gekommen: „Wir ziehen es vor, die Menschen zu begleiten – mit der Gefahr, dass wir uns 'die Hände schmutzig machen'“ (Werbrouck).

5. Die Ebene beachten

Eine Erkenntnis in der Diskussion bezieht sich auf die verschiedenen Rollen, die es einzunehmen gilt bzw. die Ebenen, die zu beachten sind.

Inhaltlich ist auffällig, wie stark der Austausch zu diesem Thema von persönlichen Erfahrungen und einzelnen Schicksalen geprägt ist (ungewöhnlich stark auch in der Bundestagsdebatte). Bischof Josten wies im Gespräch daraufhin, dass es auch eine Verführung sein könne, von den Einzelsituationen auf die Aufgabe des Gesetzgebers zu schließen. Für die politischen und gesellschaftlichen Prozesse müssten möglicherweise andere Prinzipien leitend sein als für die individuelle Entscheidungsebene. Diese Unterscheidung der Ebenen ermöglicht, die individuelle Situation ernstzunehmen und Entscheidungen zu respektieren oder nachvollziehen zu können, dennoch gleichzeitig daran festzuhalten, dass politisch andere Entscheidungen getroffen werden müssen, um das gesellschaftliche Klima anders zu prägen.

Auch Hub Vossen, der sich mit Blick auf die niederländische Gesellschaft durchaus kritisch und besorgt äußerte, betonte seine Zurückhaltung mit der Bewertung der persönlichen Entscheidung in einer solchen Situation, solange man nicht selbst darin stehe. Auch diese Zurückhaltung gehöre zur Ehrlichkeit.

„Zur Last fallen“ - gesellschaftliche Solidarität

Die gesellschaftliche Entwicklung in den Niederlanden sieht Hub Vossen sehr kritisch. Die Herausforderungen für die alternde Gesellschaft sind die gleichen wie in Deutschland, was z.B. die Kosten für Pflege und Medizin betrifft. Er befürchtet nur, dass etwa die öffentliche Diskussion um diese Punkte in den Medien in den Niederlanden von Betroffenen völlig anders gehört werde. Der Eindruck, als Pflegebedürftige für die Ge-

sellschaft zu teuer zu sein, drängt sich auf. Es ist zu befürchten, dass damit ein zunehmender gesellschaftlicher Druck einhergeht. Eines der am häufigsten genannten Argumente für die Sterbehilfe ist von Betroffenen, dass sie anderen „nicht zur Last fallen“ wollen, was sowohl im persönlichen, familiären Bereich eine Herausforderung darstellt als auch gesellschaftlich.

Die christliche Haltung muss sich an der schwächsten Gruppe orientieren und für diese Partei ergreifen. Wird in einem solchen gesellschaftlichen Klima die Solidarität mit Kranken, Alten, Pflegebedürftigen oder sonst wie Abhängigen und auf Solidarität Angewiesenen in Frage gestellt, muss ihnen die Parteilichkeit gelten. In der Euthanasie-Diskussion bedeutet das auch, sich gegen die Ursache für diesen Druck zu wenden: Im Namen der schwächeren, benachteiligten Gruppe kann das bedeuten, die Selbstbestimmungsfreiheit derjenigen, die wirklich zu deren freien Ausübung fähig werden, einzuschränken und so die Solidarität zu schützen.

Das theologisch begründete politische Bekenntnis zur Solidarität mit den Schwachen führt zur Verantwortung, diese Solidarität auch zu praktizieren. Der Ansatz kirchlicher Stellungnahmen, diesen Prozessen mit Verboten entgegenzuwirken, nimmt weder die kirchliche Verantwortung noch ihre Möglichkeiten ernst. Aufgabe muss demgegenüber sein, durch das eigene Handeln Kontrapunkte zu setzen – etwa im Bereich der caritativen Arbeit sowie in der seelsorglichen Unterstützung der Betroffenen.

6. Perspektiven für Deutschland

Zusammenfassen lassen sich die Erfahrungen aus den Gesprächen folgendermaßen:

- Eine verantwortliche Diskussion erfordert Information – auch Informiertheit. Es ist erstaunlich, wie viel Unklarheit und auch (rechtliche) Unsicherheit für

diesen Bereich besteht, und zwar in allen Ländern. Für Deutschland bedarf es auch deshalb weiterhin einer offenen gesellschaftlichen Diskussion und eines offenen Blicks in die Nachbarländer, weil auch dort die Gesetzgebung keineswegs ein Ausweg aus allen Dilemmata bietet, die die moderne Medizin mit sich bringt. Es besteht die Gefahr, dass diesbezüglich falsche Vorstellungen/Erwartungen die Diskussion verzerren.

- Bischof Jousten beschrieb als Aufgabe der Kirche, das „Ja“ (zum Leben) hinter dem „Nein“ (zur Euthanasie) deutlich zu machen. Das ist anstrengender, als durch kategorische Setzungen der Debatte entgegen zu wollen, ist aber unerlässlich. Zudem muss sich die Überzeugung auch in der kirchlichen Praxis zeigen. Die Haltung ist unglaublich, wenn in den kirchlichen caritativen Einrichtungen der Umgang mit Bedürftigen nicht der Sorge, eine „Last“ zu sein, entgegengetreten wird. Der Umgang mit den Nöten und Ängsten alter, kranker, behinderter Menschen muss diese Haltung in allen Dimensionen zeigen: körperlich, psychisch, sozial und spirituell. Je nach Situation ist die Aufgabe der Kirche mindestens, für die spirituelle Dimension Sorge zu tragen.
- Angesichts der gesellschaftlichen Hochschätzung der Autonomie des Menschen überzeugt die bloße Absage an die Entscheidungsbefugnis des Menschen über sein Leben mit Verweis auf seine Geschöpflichkeit in kirchlichen Stellungnahmen viele nicht. Stattdessen muss deutlich werden, dass die Einschränkung dieser Freiheit im Namen des Lebensschutzes für die Schwächeren geschieht: um die Solidarität mit ihnen nicht zu riskieren.
- Der Grad der Reflexion – theologisch und pastoral –, den wir bei den Vertretern aus den Nachbarländern erlebt haben, war beeindruckend. Dieser wurde

auch deshalb erreicht, weil die Kirchenleitung z.B. im Bistum Lüttich zur offenen Diskussion angeregt und ermutigt hat. Die Fragen sind nicht „lösbar“ und der Umgang damit ist anstrengend und von Spannungen geprägt, die gehalten werden müssen. Dafür bedarf es der Ehrlichkeit: bezüglich eigener Überzeugungen und Grenzen von Seiten der kirchlichen Vertreter; bezüglich der Nöte von Menschen, für die ein kirchliches Verbot keine Lösung ist; und bezüglich der weiteren Entwicklungen, die dieses Thema nimmt. Caroline Werbrouck formulierte, man dürfe sich nicht in der Situation „einrichten“, sondern müsse „klarsichtig und unruhig“ bleiben.

Anmerkungen:

- ¹ Der Bundestag verabschiedete ein Gesetz zur Neuregelung der Suizidbeihilfe, die kein generelles Verbot, aber u.a. Geschäftsmäßigkeit verbietet. Am Tag zuvor war der Gesetzentwurf zur Stärkung der Hospiz- und Palliativversorgung verabschiedet worden.
- ² Presseerklärung des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Alois Glück, der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, und die Präses der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, Irmgard Schwaetzer [https://www.dbk.de/presse/aktuelles/meldung/?tx_news_pi1\[news\]=2887](https://www.dbk.de/presse/aktuelles/meldung/?tx_news_pi1[news]=2887).
- ³ „Argument der schiefen Ebene“ („Slippery-Slope-Argument“) oder auch Dammbbruch-Argument bezeichnet die Warnung vor einer Handlung, da diese zum Dammbbruch führe, d.h. unaufhaltsam immer weitere negative Konsequenzen zur Folge habe.
- ⁴ Dominique Jacquemin ist Dozent für Ethik, Pfleger, Krankenpfleger und Doktor der „santé publique“ („öffentlichen Gesundheit“; Fachgebiet der Medizin).
- ⁵ Eine aktuelle kirchenrechtliche Auseinandersetzung hat Michael Karger vorgelegt: Kirchliches Begräbnis trotz Euthanasie?: Eine theologisch-rechtliche Studie zum kirchlichen Auftrag „Tote begraben und Trauernde trösten“ (Erfurter Theologische Studien. Bd. 113).

Heiligenverehrung ökumenisch-ethisch

„Kirche werde erst wieder möglich, wenn man an lebendigen Menschen ablesen könne, was es heißt zu Jesus Christus zu gehören, denn ‚nicht durch Begriffe, sondern durch Vorbild bekommt ihr Wort Nachdruck und Kraft.‘“

Die Verehrung von Heiligen gilt landläufig als eine Besonderheit von katholischer und orthodoxer Kirche, die uns von den evangelischen Christen trennt. Ökumene wird dann lieber um dieses spaltende Thema herumgebaut. Doch das muss nicht sein, denn es gibt hier mehr verbindende Brücken als man auf den ersten Blick meint. Das vorangestellte Zitat ist dafür schon ein erstes Indiz, aber etwa auch das ganz im Sinne eines katholischen Heiligenkalenders aufgebaute Martyrologium von Wilhelm Löhe, dem lutherischen Pfarrer und Gründer der Diakonie Neuendettelsau. Dieser schrieb einleitend zu seinem Kalender etwa: „Christus war die Sonne, die am Tag regierte, und Nachts leuchteten wie ein Sternenhimmel die Menge der heiligen Helden Jesu.“² Selbst der reformierte Theologe Walter Nigg scheute in seinen Arbeiten nicht vor einer wertschätzenden Hagiologie zurück. Im Blick darauf interpretiert ihn Uwe Wolff so: „Der Heilige ist die Ikone des Heiligen.“³ Solche Spuren ökumenischer Gemeinsamkeit sind keine abseitigen Einzelmeinungen. Sie sind vielmehr exemplarische Wegeweiser für ein auch systematisch erfolgversprechendes Projekt, Heiligenverehrung ökumenisch zu öffnen und zu denken. Dazu will dieser Beitrag motivieren. Dazu wird hier in der gewählten katholischen Perspektive nicht die dogmatische Systematik rekapituliert. Die dagegen eingenommene ethische Perspek-

tive fragt stattdessen danach, wie der von Jesus Christus uns gegebene Auftrag zur Heiligung der Welt wieder an Fahrt gewinnen kann. Er versteht sich dabei ausdrücklich einladend ökumenisch.

Eine solche ökumenische Perspektive kann helfen, Wunden schmerzlicher Trennung der Vergangenheit zu heilen und in der Einigkeit gestärkt den drängenden Herausforderungen unserer Zeit mit wieder erfolgreich einladender Christlichkeit zu begegnen. Dazu reichen schöne Worte nicht. Es braucht Vorbilder gelebten Glaubens. Solche finden wir in den Heiligen, denen in den drei großen Kirchen eine je unterschiedliche Art der Verehrung zu Teil wird. Die Verehrung von Heiligen als Vorbilder verbindet katholische, orthodoxe und zumindest lutherische Perspektive. Eine Anrufung von Heiligen wird aus protestantischer Sicht abgelehnt. Die Verfahren der Kanonisierung sind in katholischer und orthodoxer Tradition unterschiedlich. Darauf wird in diesem Beitrag nicht weiter eingegangen, weil hier der Vorbildcharakter der Heiligen im Mittelpunkt steht. Unsere – ob nun katholisch, orthodox oder evangelisch gedachte, – gemeinsame christliche Sendung in die Welt hinein verstehen wir im Blick auf solche Vorbilder. Es geht dabei nicht bloß um eine Bewunderung kanonisierter Heiliger und ihrer Taten. Vielmehr sind alle Getauften die Adressaten. Die Heiligen sind Vorbilder für alle zur Heiligkeit Berufenen. Und in der Gesellschaft müssen Räume bestehen, diesem Ruf zu folgen. Es werden zu diesem Wagnis einer ökumenischen Perspektive nur die notwendigen Wesenszüge von Heiligkeit und Heiligung aus katholischer Sicht kurz umrissen.

Heiligkeit und Heiligung als Referenz

Aus christlicher Sicht ist der dreifaltige Gott die Heiligkeit in Fülle und zugleich Quelle jeder irdisch wirksamen Heiligkeit sowie der einzige Akteur irdisch wirksamer Heiligung. Das ist breiter ökumenischer Konsens. Gottes Wille zur Heiligkeit des

Menschen äußert sich in unserer Berufung zu einem Leben in vollkommener Liebe, mit der wir kraft des Heiligen Geistes Anteil an Jesus Christus erlangen und ihn als den Akteur aktualisieren.⁴ Wir sollen also – wie es etwa Franz von Sales lehrte – den Willen Gottes schon in diesem Leben umfassend erfüllen. Dies ist zweifellos ein moralischer Auftrag zur Heiligkeit. Mit der Taufe sind wir dazu aber nicht nur berufen. Die Gabe des Heiligen Geistes macht den Auftrag zur Erfüllung dieser Sendung auch zu einem seinsmäßigen Merkmal des Menschen, so dass der Getaufte als moralische Person ein sollendes Sein verkörpert. Zwar hatte der Mensch, der als Abbild (bzw. Statue) Gottes geschaffen wurde, seine ursprüngliche Nähe zu Gott durch den Sündenfall verloren, doch hat Christus diese Würde wieder hergestellt, so dass *Conditio Humana* und Auftrag zur Heiligkeit sich nicht grundsätzlich widersprechen.⁵ Der Getaufte ist so auch eine eschatologische Existenz, in dem die vollkommene Liebe durch die Gnade Gottes gleichermaßen als Auftrag und Befähigung grundgelegt sind. Hier kommt also – gerade auch in der Kindertaufe – die Gnade Gottes dem aktiven Tun des Menschen zuvor, was auch aus protestantischer Sicht einleuchtet. Solche Freikirchen hingegen, die die ausschließliche Bekenntnistaufe reformatorisch begründen wollen, müssen erklären, warum das dort aus freiem Willen getroffene Bekenntnis nun ‚*sola gratia*‘ gedacht werden muss. Der ontische Anteil an der Heiligkeit durch die Taufe ist dem Menschen sakramental durch die Kirche vermittelt, die aus katholischer Sicht diese eschatologische Spannung wesensmäßig verkörpert als Gegenüber Gottes, in dem Christus als ihr Haupt präsent ist. So kann Paulus dann auch die Getauften in Röm 1,7 oder 1 Kor 1,2 „die Heiligen“ nennen.⁶ Allein durch diese Präsenz Christi und die Orientierung an seiner Botschaft kann der sakramentale Organismus Kirche sich als Volk Gottes und *Communio Sanctorum* verstehen, wie es die Konzilskonstitution über die Kirche *Lumen Gentium* ausdrückt. Denn die Heiligkeit kommt allein von Gott und nicht vom

Menschen und den von ihm konstruktivistisch oder diskursethisch o. a. erschlossenen Normengebilden.⁷ Sie ist nicht zuerst das Ergebnis individuell erbrachter Tugendleistung, sondern Ausdruck der entfalteten sakramentalen menschlichen Existenz.

Es gibt dann zwei Antworten auf die moraltheologisch-spirituell adressierte Frage von Peter Schallenberg nach der „Relevanz der Ewigkeit Gottes für die Zeitlichkeit des Menschen“⁸: 1.) Als Gotterfahrung ist Heiligkeit die Schnittstelle zwischen Transzendenz und Immanenz. 2.) Und das Mit-Sein Gottes macht ontisch die Heiligkeit des Volkes Gottes als Kirche aus⁹, welche sakramental die ethisch wirksame Berufung zur Heiligkeit individualisiert. Die Heiligkeit der Kirche kommt dabei umso mehr zur Entfaltung, wie die Getauften ihre individuelle Sendung entfalten. Das macht die ekklesiologisch-soziale Dimension der Heiligkeit aus. Die Weltsendung der Getauften ist deren neues Sein zur Heiligkeit durch den ihnen vermittelten Anteil am Heiligen.¹⁰ Ein daran orientiertes vollkommenes Leben aus Gott ist heilig in seiner ethischen, ontischen, eschatologischen und sozial-ekklesiologischen Dimension.

Doch welcher Mensch kann schon diese Heiligkeit in Fülle erreichen? Bleibt sie nicht doch eine exklusive Berufung weniger Auserwählter? Nein, denn alle Getauften sind zur Heiligkeit berufen.¹¹ Dies bedeutet nun nicht, dass, wer diesen Stand nicht erreicht, verdammt wäre. Hier hoffen wir auf den gnädigen Gott, der ja weiß, wie wir sündige Menschen jenseits solcher Vollkommenheit sind. Dennoch bleibt diese Berufung als Ziel und somit als ein verlässlicher Kompass einer Orientierung des gelingenden Lebens vor Gott. Der in der Welt präzente Heilige Geist ist uns als Befähigung dazu mitgegeben. Heilige sind Menschen, die uns dafür gutes Vorbild sind. Sie geben uns damit auch heute einen Kompass guten Lebens, wenn es uns gelingt, ihrer Heiligkeit nachzuspüren und ihr mit unseren Talenten in unserer Zeit nachzufolgen.

Selbst wenn wir als Getaufte nicht den Stand der Heiligkeit erreichen, hat die Kirche den nicht delegierbaren Auftrag zur Heiligung

der Welt im Sinne einer Beseelung.¹² Und wir alle sind das Gesicht dieser Sendung, das Medium der Ausstrahlung Gottes in die Welt hinein. Die Idee einer Beseelung der Welt mit dem Geist des dreifaltigen Gottes macht die sakramentale Kirche und mit ihr die einzelnen Getauften durch ihren Anteil an der Heiligkeit zum Sauerteig der Welt. Es treffen dabei das Reich der Heiligkeit und das Reich der Welt mit seiner eigenen Begrenztheit aufeinander, wie es etwa Augustinus oder Martin Luther in der Zwei-Reiche-Lehre systematisch entfaltet haben. Doch gemeint ist dabei nicht ein bloßes Gegenüber von Reich Gottes und Welt, erst recht keine feindliche Distanz. Luther zufolge soll sich gerade auch die weltliche Gewalt (trotz ihrer Eigengesetzlichkeiten) letztlich an der *lex caritatis Dei* ausrichten. Solche missionarisch zu verstehende Heiligung der Welt ist sakramentalen Ursprungs. Diese Auffassung verbindet die katholische Sicht etwa mit Wilhelm Löhe, für den jede Diakonie vom Altar ausgehen muss. Von diesem Ursprung der Heiligkeit in der Welt aus soll nun diese Welt beseelt werden im Geist Christi. D. h. Heiligung setzt an in der Welt wie sie ist und schreitet von da aus Schritt für Schritt voran. Die Vielfalt der daran beteiligten Berufungen ist dabei sichtbarer Ausdruck der Vielseitigkeit Gottes in seiner Heiligkeit. Indem die Getauften durch die Entfaltung ihrer von Gott je unterschiedlich gegebenen Talente an der Heiligung mitwirken, werden immer neue Facetten der je größeren Heiligkeit offenbar. Wegen dieser gottgewollten Vielseitigkeit gibt es auch keine allgemeingültige Schablone der Heiligkeit oder nur einen einzig möglichen Weg dorthin. Heiligung ist somit die sakramental begründete Beseelung der Welt mit dem in den Getauften ontisch je auf eigene Art präsenten und moralisch personal wirksam zur Geltung kommenden Heiligen Geist und damit immer auch ein Offenbarungsgeschehen.

Ethische Kontur

Hagiologische Ethik unterscheidet zwischen den Heiligen und den zur Heiligkeit

Berufenen. Die Heiligen sind in ihrer Vollkommenheit Vorbilder für alle zur Heiligkeit Berufenen. Denn ihnen ist die *Imitatio Christi* gelungen. An ihnen können und sollen wir alle uns orientieren. Dieser Orientierungskompass kann also in zwei Schritten bestimmt werden: 1.) in der Vorstellung des Wesens der *Imitatio* als ganzheitlicher Habitus der Heiligen und 2.) in den daraus folgenden Konsequenzen für eine Ethik aller zur Heiligkeit Berufenen. Für das Wesen der *Imitatio* werden hierzu wegen der ökumenischen Ausrichtung bewusst reformatorische Gedanken mit einbezogen. Die sich anschließende sozialetische Perspektive zielt auf die sozialen Möglichkeitsbedingungen zur Entfaltung der Berufung und damit auf den Auftrag der Heiligung der Welt.

Imitatio

Zunächst also die Frage nach der *Imitatio*: Heilige sind uns Vorbild, insofern ihnen die *Imitatio Christi* auf ihre je eigene Weise gelungen ist. Die Berufung zur Heiligkeit findet in der *Imitatio* ihre Vollendung. Dieses höchste Ziel christlichen Lebens wurde auch für die reformatorische Tradition etwa von Martin Luther und Philipp Melancthon betont.¹³ Trotz Sündenfall setzt es die Befähigung des Menschen zur Gottesschau und einem vollkommenen Leben voraus. *Imitatio* meint dabei mehr als eine richtungsweisende Ethik, sie drückt vielmehr ein ganzheitliches habituelles Einswerden mit Christus und somit eine neue Existenz aus. Wem sie gelingt, der ist damit glaubwürdiges Vorbild. Voraussetzung ist die Gottesschau. Ausgangspunkt dafür ist wiederum die Gnade Gottes: Geschenk, auf das wir antworten können und sollen. Wir können Gott schauen, weil er uns anschaut. Auf katholischer Seite werden hierzu vor allem heilige Mystiker angeführt. Aber die Gottesschau ist nicht allein diesen Heiligen vorbehalten. Gott schaut jeden Menschen an, und deshalb sind wir alle dazu gerufen, ihn zu schauen. So gesehen ist die Gottesschau kein Ausdruck exklusiver Vollkommenheit, sondern eine universale Beru-

fung. Auch reformatorisch wird dieser unmittelbare Zugang mitgedacht. Melanchthon zufolge trägt der Mensch mit dem „lumen naturale“ trotz Sündenfall eine natürliche Befähigung der *visio Dei* in sich. Diese werde durch den Dekalog erleuchtet und komme im Evangelium Christi zur Vollendung. Gott bietet danach dem Menschen diese drei Perspektiven zur Gottesschau an. Der Mensch muss sie aber selbstverantwortlich einsetzen. Dies ist die Antwort, die wir Menschen selbst geben müssen, und dies nicht wiederum aus zuvor exklusiv gegebener Gnade, sondern aus freier Entscheidung. So öffnet Melanchthon auch ökumenisch bedeutsam die Tür für ein Mittun des Menschen an seinem Heil. Der Mensch muss Ja sagen zu Gott aus freiem eigenen Entschluss. Wir sind moralische Wesen, weil Gott uns die Verantwortung zutraut, auch gegen den uns innewohnenden Hang zum Bösen diese Anlagen zu entfalten. Denn Jesus Christus hat einen neuen Bund mit den Menschen geschlossen und uns dazu den Heiligen Geist gegeben. Gott tritt mit der Schöpfungsordnung und diesem neuen Bund in Vorleistung, um den Menschen als freien und moralischen Wesen zu ermöglichen, ihrer Berufung zur Heiligkeit nachzukommen. Diesen Weg geht der Mensch nach christlichem Verständnis in Verantwortung vor und immer auch mit Gott. Der zweite Schritt der *Imitatio* besteht darin, nach der Gottesschau ganz mit Christus eins zu werden und so ein vollkommenes Leben zu führen. Dies nun ist nur wenigen bestimmt. Diese menschlich durch Gnade und Annahme der Gnade erreichbare Vollkommenheit als Einswerden mit Christus bleibt immer noch erlösungsbedürftig, weil wir als Menschen nicht Gott gleich sein können. Sie zeigt sich in unterschiedlichen Berufungen vielseitig. Es gibt keine Schablone dafür. Aber es können in der Konkretisierung der christlichen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung einige Wesensmerkmale bestimmt werden:

- *Gewissen*: *Imitatio* bedeutet, dass die Menschen das Evangelium Christi als inneren Habitus annehmen und ganz daraus leben. Christus in uns ist der einzige Weg zur Freiheit und zugleich verlässli-

cher Gewissenskompass zum Guten. Für uns heißt das: Jesu Geist will, soll und kann unser Habitus sein.

- *Freiheit* im Sinne der *Imitatio* folgt gerade aus der *visio Dei* und der göttlichen Offenbarung in Jesus Christus. Nicht irdische Autonomie und Selbstbestimmung also machen den Menschen frei. Befreiung geschieht nicht durch die Überwindung Gottes, sondern im Gegenteil durch die Verinnerlichung seiner Botschaft, und damit durch die Annahme der in der Welt wirksamen Transzendenz.
- *Frömmigkeit* im Sinne der *Imitatio* beschränkt sich nicht auf Askese und die bloße Verrichtung von Gebeten. Eine Christus liebende Freiheit muss dazu kommen. Und ein überzeugend glaubwürdiges, weil Jesus Christus mehr als sich selbst liebendes Leben.
- *Vernunft* im Sinne der *Imitatio* stellt nach Melanchthon die Logik Jesu (*Ratio Christi*) im Wort Gottes als eine eigene Rationalität der weltlichen entgegen. Unser Vernunftgebrauch muss sich letztlich an dieser *Ratio* orientieren, sie offen bekennen und sie vielmehr ausdrücklich als eigenständige und einladende metaphysische Erkenntnistheorie entfalten und auch ins Gespräch bringen.
- *Demut*: Luther fragte im Gefühl selbst erfahrener Angst nach dem Verhältnis des Menschen zu sich selbst, zum Nächsten und zu Gott. Wir finden hier die Idee des mit dem Sündenfall im Ganzen verderbten Menschenwesens, das aber nicht verloren ist. Alles Liebenswerte des Menschen kommt allein von Gott. Das öffnet gnadenhaft die Tür zur *Imitatio*. Daraus folgt zugleich zwingend eine Haltung der Demut.

Der reformierte Theologe Walter Nigg führt sogar Leitlinien der Heiligkeit an, die noch konkreter gehalten sind.¹⁴ Danach erleben alle Heiligen Wendepunkte, sie werden nicht schon als solche geboren. Darin erfahren sie eine unmittelbare Berufung, mit der sie ringen, bis sie sie annehmen und ihre eigenen Talente zur Befolgung erkennen. Damit erfahren und erkennen sie den

Sinn ihres Lebens und weisen mit ihrem Leben schon in die Ewigkeit hinaus. Denn Christus lebt in ihnen (Gal 2,20). Die Verehrung der Heiligen führe die Berufenen zur Schrift und zu Christus. So sind sie glaubwürdige Vorbilder auch für die Jugend. Wir können also festhalten: Gottesschau und Einswerden mit Christus machen die Vollkommenheit der Heiligen aus. Darin sind sie allen Berufenen Vorbild. Der Weg dahin ist für uns wiederum nicht beliebig. Für die Berufenen kann ein Ethos der dreifachen Verantwortung verlässlich den Weg weisen.

Individuelethische Perspektiven

Nun eine individuelethische Perspektive: Die Berufung zur Heiligkeit orientiert sich an dem Auftrag Gottes, jedem Menschen in möglichst allen Lebensbereichen (individualethisch in persönlichen Lebensorientierungen wie Werten und Prinzipien, im Denken, im gelebten Ethos, in der Begegnung mit Gott und sich, sozialethisch in der darauf bezogenen Gestaltung von Regeln sowie in konkreten Begegnungen mit anderen und Schöpfung) Wege zu seinem Heil zu eröffnen. Schon vor der Taufe ergeht der Ruf Gottes an den Menschen. Deshalb werden hier und im Folgenden auch die nicht-getauften Menschen mit einbezogen, auch wenn ihnen aus katholischer Sicht der sakramentale Anteil an der Heiligkeit fehlt. Denn Gott steht es frei, auch diese zur Heiligkeit zu berufen. Der Berufung zur Heiligkeit zu folgen heißt, auf dem Weg zum Heil vor Gott zu sein. Zuvorkommende Liebe Gottes und deren Annahme des Gerufenen kommen hier zusammen. Der personale Gott erwartet von jedem Menschen eine Antwort auf seinen liebenden Ruf zum Heil. Nach christlicher Auffassung hat der Mensch, so ist es etwa im biblischen Buch Genesis zu lesen, als Geschöpf und Ebenbild Gottes eine unbedingte Würde, die er dem Schöpfer verdankt. Diese wird durch die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus bekräftigt. Sie begründet mit personaler Individualitas und Socialitas unbedingte

Rechte jedes Menschen auf Entfaltung von Kreativität und Gemeinschaftlichkeit. Der Mensch ist als Freiheits- und Sozialwesen zudem als sollendes Sein eine moralische Existenz, die mithilfe des selbst redlich geprüften Gewissens zu guten Entscheidungen kommt. Gott tritt nach biblischem Zeugnis in Vorlage und erwartet vom Menschen entsprechende Antworten: Gott schenkt jedem Menschen Würde und Freiheit. Er stiftet Gemeinschaft mit den Menschen in seinem Bund. Er vertraut den Menschen die Schöpfung an. Er schenkt ihnen Gnade und Vergebung am Kreuz und nicht zuletzt an Ostern die Gewissheit auf das neue Leben. Der Berufung zur Heiligkeit entspricht – anders etwa als in esoterischem Denken – nicht ein veredelnder Selbsterlösungsprozess, der die Menschen für eine irdische Wiedergeburt vorbereitet. Vielmehr gilt die Entfaltung der personalen Wesenseigenschaften als menschliche Antwort auf Gottes Geschenk des Personseins. Erlösung des Menschen ist kein pelagianischer Leistungsakt, sondern sie wird dem Menschen letztlich von Gott zuteil. Damit behält auch die in ihrer Schwachheit gebrochene menschliche Existenz (das Fragmentarische) die gleiche volle Würde. Aus christlicher Sicht hat der Mensch gegenüber Gott und sich selbst den nicht delegierbaren Auftrag zur Entfaltung seiner individuellen und sozialen Persönlichkeit und zur Wertschätzung jedes menschlichen Lebens, gerade auch des schwachen. Dazu ist die Verantwortung gegenüber den Mitmenschen ein Auftrag der Nächstenliebe, die sich etwa auch im affektiven Geist des sozialen Miteinanders realisiert. Als moralische Existenz trägt der Mensch dem dreifachen biblischen Liebesgebot entsprechend eine dreifache Verantwortung:

- *gegenüber Gott: Sie äußert sich darin, das Leben im Lichte des Schöpfergottes zu verstehen, dankbar zu sein für das, was er dem Menschen schenkt, und als moralische Wesen in diesem Licht Freiheit zu entfalten;*
- *gegenüber sich selbst: Sie äußert sich darin, sich selbst in der Gottesebenbild-*

lichkeit als Personen mit unbedingter Würde anzunehmen und dabei gerade auch im Schwachen die ungeteilte Würde zu erkennen;

- *gegenüber dem Nächsten: Sie äußert sich in Taten der konkreten Nächstenliebe einerseits und im Einsatz für das Zusammenleben aus einem affektiven Geist sozialer Liebe andererseits.*

Die Heiligen sind dazu in ihrer Vollkommenheit Vorbild individueller Tugend. Hagiologische Ethik hat aber auch eine eng damit verbundene sozialetische Komponente, die im Folgenden skizziert wird.

Abschließend betrachten wir sozialetische Aspekte: Die Berufung zur Heiligkeit entfaltet sich in individuellen Tugenden einerseits und der sozialen Praxis, die sie fördert andererseits. Zu dieser Praxis gehören Regeln (wie etwa Gesetze, Anreize, moralische Normen) und das in den gelebten Beziehungen der Menschen zum Ausdruck kommende Sozialethos. In dieser Verantwortlichkeit ruft hagiologische Ethik die Berufenen zur Entfaltung individueller Tugend in allen Lebensbereichen ebenso auf wie zur gesellschaftlichen Mitwirkung daran, solche Regeln und Rahmenbedingungen zu schaffen und solche Beziehungen zu leben, so dass die Entfaltung der Berufung möglichst aller möglich ist. Sozialetik als Instrument der Heiligung besteht auch darin, in der Gestaltung von Regeln, Gesetzen oder sozialen Normen Wege zur Erfüllung der Berufung und damit die Entfaltung des individuellen Ethos zu ermöglichen. Benedikt XVI. hat in seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag exemplarisch aufgezeigt, wie eine entsprechende soziale Verantwortung aussehen könnte.¹⁵ Auch säkulare Politiker (oder auch Führungskräfte in der Wirtschaft) können entsprechend handeln, wenn sie in der Gesellschaft oder in Unternehmen solche Freiräume ermöglichen. In diesem Sinne Verantwortliche dürfen und sollen auf ihre Vernunft vertrauen, soweit diese dem Gewissen folgt, welches wiederum als ein hörendes Herz verstanden ist. Die Tugend übersetzte Benedikt in der

Bundestagsrede mit weltanschaulich neutraleren Instanzen. Mit dem hörenden Herz ist natürlich dennoch nicht etwa ein bloß interessefrei auf die Denknöwendigkeiten der Vernunft ausgerichtetes (Kant), sondern ein hörendes Herz gemeint, welches in der Offenheit für Gottes Wort das Gewissen vor Verirrung bewahrt. Mit dieser Offenheit für eine der menschlichen Vernunft vorausliegende „schöpferische Vernunft“ lebt, entscheidet und orientiert sich der Verantwortliche anders als ohne sie. Der Papst nimmt alle Regelgestalter (in Politik, Wirtschaft o.a.) unmittelbar in die Verantwortung, wie Salomo um ein hörendes Herz zu bitten und danach politisch zu entscheiden. Das heißt, die Parlamentarier u.a. Gestalter sollen offen für das Weite sein, in der Welt nach der Transzendenz und nach (heiligen) Vorbildern Ausschau halten und die eigene Vernunft gewissenhaft auf eine dem Menschen vorausliegende Quelle ausrichten. So können auch säkulare Gestalter in der Gesellschaft verantwortlich Regeln und Gesetze beschließen, die letztlich Raum für die Entfaltung von Heiligkeit lassen. Sie können damit an der Heiligung der Welt mitwirken. Einen verlässlichen Kompass für solche Verantwortung bieten Werte mit Gehalt. Die allseits befürworteten sozialen Werte Freiheit, Gleichheit, Humanität, Menschenwürde seien für viele der Adressaten nicht hinreichend mit Inhalt gefüllt, so Benedikt. Für eine notwendige praktisch wirksame Materialisierung macht der Papst ein Angebot, welches für die sozial wirksame Regelgestaltung eine Hilfe sein kann. Dieses Angebot ist allerdings keine Schablone, mit der sich leicht Eindeutigkeiten herstellen und wiederholen ließen. Es gibt vielmehr jedem einzelnen Entscheider Instrumente für die persönliche Gewissensprüfung an die Hand, die sich auch über das politische Entscheiden hinaus als Ethos der Verantwortung gegenüber einer objektiv gedachten Wahrheit des Menschen bewähren können. Dass damit gegenüber den menschlichen wie politischen Verführungen einer primären Orientierung an Zielen wie „Macht - Reich-

tum – langes Leben – Vernichtung der Feinde“ auch eine Haltung der Demut oder zumindest Bescheidenheit einhergehen soll, unterstreicht das angeführte salomonische Zitat, in dem der König von sich selbst als „Knecht“ spricht. Die Betonung dieser Tugend der Entscheider überrascht im hagiologischen Kontext nicht. Mithilfe von Demut und hörend gewissenhafter Vernunft soll es gelingen, das Zusammenleben und die dafür notwendigen staatlichen Regeln im Licht des transzendenten Gesetzes zu bewerten und zu gestalten, wobei Benedikt dabei den die Lex aeterna stiftenden und sich in der Schöpfung ausdrückenden personalen „Creator Spiritus“ im Blick hat.

Ethische Konsequenz

Beispielhaft seien nun abschließend als Anwendungsbeispiele der Beitrag von Kirche und Theologie in der Welt und die Heiligenverehrung selbst ins Feld geführt.

(1) Theologie und Kirche sollten wesentliche Wegbereiter der Heiligung sein. Die Ratio Christi sollte theologisches Denken bestimmen: Manche Ethik verweist auf eine Eisegese der Heiligen Schrift im Sinne von Feminismus, Gender-Perspektive oder Befreiungstheologie. Es soll ein methodologischer Atheismus, also der Verzicht auf den Gottesbezug in der Argumentation, theologische Anschlussfähigkeit an zeitgenössische Wissenschaften ermöglichen. Zugleich tritt im Argumentieren der Wahrheitsbegriff hinter die Toleranz gegenüber anderen Auffassungen zurück. Einer politisch motivierten Eisegese trat Luther entgegen, als er die revolutionären Bauern mit ihren entsprechend gefärbten Schriftdeutungen mäßigen wollte. Einseitige Vereinnahmungen der Schrift sind abzulehnen. Und theologisches Argumentieren soll sich – so vor allem Melanchthon – letztlich an der die menschliche Vernunft übersteigenden Ratio Christi orientieren, sie offen bekennen und sie auch ausdrücklich als eigenständige und einladende metaphysische Erkenntnis-

theorie entfalten und ins Gespräch bringen. Theologie und Kirche müssen sich auch wieder ausdrücklich als Sauerteig für die Welt verstehen: Eine dem entgegenstehende Politisierung erleben wir seit längerem etwa auf Kirchen- und Katholikentagen. Fragen des Umweltschutzes, Lebensformen und Umverteilungsaspekte treten offensichtlich in den Vordergrund. Modernes theologisches Denken hängt sich oft an vorgegebene säkulare Muster und lässt das sie ausmachende metaphysische Moment schnell hinter sich. Der Anspruch der Universalisierbarkeit wird preisgegeben und durch eine so genannte Transpartikularität übersetzt.¹⁶ Orientierungen für alle Menschen können dann nicht mehr beansprucht werden. Die Zwei-Reiche-Lehre fordert etwas anderes: Ihr zufolge besitzt die Welt zwar ihre eigene Logik. Doch ist es die Aufgabe von Theologie und Kirche, dieses Provisorium Schritt für Schritt der Logik der lex caritatis anzunähern, die in Jesus Christus vor Vollendung kommt. Dann müssen die Vorzeichen theologischen Dialogs mit säkularer Welt gerade umgedreht werden. Nicht die weltliche Logik darf die theologische kolonialisieren, sondern die ihrem Wesen nach universalistische theologische soll Schritt für Schritt die weltliche durchdringen. Zur Heiligung der Welt brauchen Theologie und Kirche eine mutige neue Justierung. Dazu zählen vor allem: die Überwindung eines methodologischen Atheismus durch die Rationalität des Evangeliums, die Betonung der ökumenisch gemeinsamen Begründungen und Inhalte christlicher Anthropologie, der bleibende Raum für das Mysterium, das überraschende Wirken Gottes in der Welt und die Bekämpfung des Bösen, eine die säkulare Logik der Welt einladende metaphysische und bekenntnishafte Methodologie sowie eine Rückbesinnung auf das Ziel einer glaubwürdig ausstrahlenden Imitatio Christi. Für Christen ist die Ratio Christi das Letztprinzip der Ethik. Glauben wir doch einfach wieder daran, dass dieser Geist tatsächlich auch die Welt durchdringen kann, dann ist klar, dass er wieder an die erste Stelle gehört. So wirkt der Sauerteig als Heiligung der Welt.

(2) Warum Heilige durch ihr lebendiges Vorbild selbst Sauerteig waren oder sind, das brauchen wir hier nicht zu wiederholen. Zahllose Menschen nach ihnen fanden und finden in ihnen eine Orientierung. Darüber kann die Verehrung der Heiligen auch sozial-ethisch wirksam das faktische menschliche Zusammenleben radikal herausfordern. Franziskus fordert den Hang zum Materiellen heraus, Thomas Morus Opportunismus und Nepotismus, Mutter Theresa die Gleichgültigkeit gegenüber den Armen u. a. Je nachdem, wie die Vollkommenheit der Heiligen tradiert wird, kann sie ein Stachel sein für die gelebten sozialen oder religiösen Umstände. Ihre Wurzel ist dabei ja nie zuerst politisch, sondern transzendent. Das macht die Heiligen, solange die Verehrung im Glauben der Menschen lebendig ist, auch zum Sprachrohr der Ratio Christi als einer ausdrücklichen Opposition gegen irdische Unvollkommenheit. So etwa lesen wir – die Worte sprechen für sich – in einer weit verbreiteten Heiligenlegende um 1935 über den Heiligen Nikolaus von Myra: „Er rettet aus der Ferne unschuldig Verurteilte vor dem Henkerschwert ... immer und überall ist er der freundliche Helfer, der sich keinem Bedrängten versagt. Wie herrlich ist solches Vertrauen. Wie öffnet sich hier die Volksseele weit und tief dem Heiligen. ... In der Anerkennung des wahrhaft Großen hat unser Volk nie nach Art und Herkunft gefragt – es folgte dem Glauben, und der Glaube hat es nie betrogen.“¹⁷

Literatur

Nass, Elmar: Veritas et Caritas. Naturrechtliche Sozialethik für die Orthopraxie, in: Georg Ratzinger/Roger Zörb (Hg.): Zum 90. Geburtstag. Festschrift für Benedikt XVI., Rohrbach 2017: 223-247.

Anmerkungen:

¹ Müller, Gerhard Ludwig: Gemeinschaft und Verehrung der Heiligen. Geschichtssystematische Grundlegung der Hagiologie. Freiburg i.Br./Basel/Wien 1986, 23 zitiert Bonhoeffer, Dietrich: Wider-

stand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. München 1977, 416.

² Löhe, Wilhelm: Martyrologium. Zur Erklärung der herkömmlichen Kalendernamen. Gütersloh 1918, 4.

³ Wolff, Uwe: Walter Nigg und sein Weg zur Hagiographie. Eine biographische Studie und Werkanalyse bis „Große Heilige“ (1946). Dissertation Freiburg i.Ue. 2007, 37, <https://doc.rero.ch/record/8439/files/WolffFU.pdf> (11.2.2018).

⁴ Vgl. Koch, Kurt Kardinal: Die Mission des Taufpriestertums. Taufverpflichtung zu einem christlichen Leben in der Welt, in: Peter Hofmann/Klaus M. Becker/Jürgen Eberle (Hrsg.): Taufberufung und Weltverantwortung. 50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil. Paderborn 2013: 19-35, hier: 22f.

⁵ Vgl. Schwienerhorst-Schönberger, Ludger: Die Berufung zur Heiligkeit im Alten Testament, in: Peter Hofmann u. a. (Hrsg.): Taufberufung; 111-117, hier: 111-113.

⁶ Vgl. Ohly, Christoph (2016): Berufung zur Heiligkeit. Ein Anliegen des II. Vatikanischen Konzils im Licht der kirchlichen Gesetzbücher und ihre Wirkungsgeschichte, in: Markus Graulich/Thomas Meckel/Mathias Pulte (Hrsg.): *Ius canonicum in communione christifidelium*. Festschrift zum 65. Geburtstag von Heribert Hallermann. Paderborn 2016: 167-185.

⁷ Hofmann, Peter (2013): Offenbarung braucht einen Adressaten, der ihrer inne wird. Des heiligen Gottes inne werden, heißt heilig werden, in: Peter Hofmann u. a. (Hrsg.): Taufberufung: 37-59, hier: 38.

⁸ Schallenberg, Peter (2016): Ethik und Ewigkeit. Wegmarken einer spirituellen Moraltheologie. Paderborn 2016, 9.

⁹ Vgl. Anm. 5, 111.

¹⁰ Vgl. Anm. 4, 31.

¹¹ Die Frage nach der Berufung der Nicht-Getauften zur Heiligkeit ist wiederum ein eigenes Thema, das hier nicht dogmatisch weiter diskutiert wird.

¹² Vgl. Anm. 7, 44.59.

¹³ Vgl. für die folgenden Gedanken Frey, Christof: Die Ethik des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart. Gütersloh 1998.

¹⁴ Vgl. Wolff (Anm. 3): 34ff. unter Rückgriff auf Nigg, Walter, Gespräch mit den Heiligen, in: Ders.: Heilige und Richter. Olten/Freiburg i.Ue. 1982: 11-27.

¹⁵ Vgl. Benedikt XVI. (2011): Rede im Deutschen Bundestag. www.papst-in-deutsch-land.de/fileadmin/redaktion/microsites/Papstbesuch/Tagebuch/Reden_Papst/DT_22092011_SH_2_Bundestag_B.pdf 8 (11.2.2018). Nass (2017).

¹⁶ Vgl. Dabrock, Peter: Befähigungsgerechtigkeit. Ein Grundkonzept konkreter Ethik in fundamental-theologischer Perspektive. Gütersloh 2012.

¹⁷ Hümmler, Hans: Helden und Heilige. Bonn o.J.; um 1935.

Literaturdienst

Klaus-Werner Stangier, Das Unsagbare sagen. Meister Eckhart zieht Gott mit dem Skalpell der Sprache das Fell ab. Noderstedt 2017, 243 Seiten. ISBN: 9783743115613.

Klaus-Werner Stangier hat eine Art Summe jahrzehntelanger existentieller und intellektueller Auseinandersetzung mit dem Werk Meister Eckharts aufgeschrieben. Und dennoch ist das Wort „Summe“ auch wieder falsch, denn das Buch kommt am Ende wieder in das Anfangen zurück.

Es ist damit eckhartisch dynamisch und darin schön!

Die Gottsuche des Meister Eckhart lebt aus dem je Zuvor der Gotteinung in uns und in allem Geschaffenen. In seinem Kommentar zum Johannesevangelium, zum Prolog, schreibt er: „Wir alle haben die Natur mit Christus gemeinsam, und zwar in gleicher Weise und im gleichen Sinne. Das begründet unser Vertrauen, dass das Fleisch gewordene Wort, wie in Christus, so auch im eigentlichen Sinne in einem jedem von uns wohne“ (Zitiert bei Stangier S. 63).

Eckhart sucht dazu Sprache und weiß, dass unsere Sprache zur Erfahrung der Gottesgeburt in unserem Wesenskern je immer zu spät kommt, wie der lang nachrollende Donner zum Blitz.

Und wieder dennoch: SPRACHE. Wie das Unsagbare sagen, wie sich der Unermesslichkeit im Gegenwärtigen Gottes nahen, in immer neuen Wortbildern, in der Steigerung der Sprache bis in ihr Paradox, als Ausdruck philosophisch-theologischer Mystik, bis ins Umschlagen der Sprache ins nackte Nichts ihrer selbst, entkleidet, entkernt – aber auch hier kein Anhalten, sondern wieder Neuanfang, Geist des Anfängers, der Meister im weißen Gürtel des Anfängers, der, obschon alle schwarzen Gürtel der denkenden, erfahrenen Kunde in Lehre und Leben erreicht, der fundamentalen Nacktheit und Unzulänglichkeit des Sprechens und Schreibens eingedenk ist und bleibt.

Gottrede nur als Ikone Gottes, die nie sich vor Gott stellen darf. Deshalb treibt Eckhart, außerordentlich kundig von Stangier ausgefaltet, die im Anfang seines Denkens philosophische Terminologie bis ins Paradox von Poesie, Dichtung, Rätselwort: „WEISELOSE WÜSTE GOTT!“

Was ist das? Wer bist DU?

In neun Kapiteln entfaltet Stangier sein Werk, das auch eine Lesefreude ist. Weniger präventiv als die Eckhart-Arbeiten von Kurt Flasch, vielmehr auch in tieferer und zugleich leichter Dankbarkeit, was

ihm Eckhart fürs Leben gegeben hat und immer neu gibt – beglückend, labend, befreiend.

So zeigt er die Zeit Eckharts (S. 15-32), findet den hermeneutischen Zugang (S. 32-41), deutet die Gattung seiner Art der Predigt (S. 41-68), um dann sehr ausgeführt der Sprache Eckharts auf den Grund zu gehen, auf den Grund bis ins Grundlose, Abgründe von Sprache, aber vital, SPRECHEN ALS LEBEN (S. 69-151). Diese Sprachexplikation Eckharts erweist ihn zuletzt als Dichtenden, den die philosophisch-logische Terminologie auf der Grenze des Denkens zum Denken der Grenze des Sagbaren führt in die geheizte Metapher, Schwellenkunde ins überschüssige Wortbild, in den Sturz des Sagens, in die Auflösung des Wortes mit den Mitteln des Wortes ins brennende Schweigen, das nicht verzehrt, aus dem Leben quillt, MEHR, als in den vertrauten Metaphern überkommener Theologie. Hierbei wird Eckhart auch in seiner Herkunft, in seinen Quellen ansichtig (S. 152-235).

Stangier mündet: „Die Bewegung, die das Buch durchzieht, entspricht der Gangart Eckharts. Er kehrt immer wieder dahin zurück, von wo er aufbrach, er greift wiederholt das eine Thema auf, er wiederholt sich, er holt sich immer wieder aus der Stille der Gottheit, wie auch aus der Seinsvergessenheit der Kreatur, aus der Sprachlosigkeit, er lässt sich ansprechen und er antwortet, er ist Echo und Spiegel, aktiv, schöpferisch (...) Eckhart umrundet sein Thema, es gibt nur eins, nur ein Thema: die Gottesgeburt in der Seele. Er umkreist dies Thema in verschiedenen Verkleidungen: als Abgeschiedenheit, als Reduktion, als Gerechtigkeit, Schweigen, Wüste, Vernunft, Geburt, ein Thema mit zahllosen Variationen. Manchmal wird aus dem Kreisen eine Spirale, und die nimmt die Zuhörer(innen) mit auf den Weg, je nachdem, wie weit sie sich trauen, wie weit sie sich einlassen wollen auf den Weg in und durch die Wüste, auf den Durchbruch in die Bodenlosigkeit, in ein Leben ohne Warum“ (S. 234 f.).

Klaus –Werner Stangier ist ein wunderbares Buch gelungen für die Gottsuche unserer Zeit, die auch je ein Neusuchen sei, in der verlorenen Sprache, durch die wieder gefundene Sprache, in neues, mutig radikales, also wurzelhaftes SPRECHEN und Schreiben, das Nahrung gibt, wahrhaftig ist, fragmentarisch, ephemere, diskret, liebesbeseelt, übergängig, besitzlos, freiend.

In ein HAIKU gebracht:

ÖFFNE DEN RAHMEN

UND VERNIMM, ES GIBT IHN NICHT

ES IST NUR DEINER

Markus Roentgen

Auf ein Wort

zuwendung

z ärtlich

u nd

w nderoffen

e rblicke ich

n immermüde

d ein herz

u nd

n immermehr

g ehe ich allein

Michael Lehmler

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E